DER VERLAG VON MOHR UND ZIMMER IN HEIDELBERG UND DIE HEIDELBERGER ROMANTIK

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät (I. Sektion)
der K. B. Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von
OTTO REICHEL

Augsburg 1913
K. B. Hofbuchdruckerei Gebrüder Reichel

Eingereicht am 20. Oktober 1913.

Genehmigt auf Antrag der
Herren Professoren Dr. Muncker und Paul.

Tag der Promotion: 27. November 1913.

Meiner lieben Mutter

und dem Andenken meines Vaters.

VORBEMERKUNG

Die Beschäftigung mit dem Lebensbilde meines Urgrossvaters, des Cottaschen Faktors Wilhelm Reichel, hatte in mir das Interesse für die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Autor und Verleger erwachen lassen. Das eingehendere Studium dieser Materie brachte mir die Bekanntschaft mit dem Werke von H. W. B. Zimmer: Johann Georg und die Romantiker, von dem die Kritik von O. F. Walzel zeigte, wie dieses reiche Material in einer für die Wissenschaft brauchbaren Weise auszubeuten gewesen wäre. Aus dieser Anregung entstand der Plan zu der vorliegenden Untersuchung. Gefördert wurde meine Arbeit durch das Entgegenkommen einer Reihe von Bibliotheken, von denen vor allem die Königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden, die Grossherzoglich Badischen Bibliotheken und Archive zu Karlsruhe und Heidelberg und die Stadtbibliothek zu Frankfurt mir in liebenswürdigster Weise die zum grossen Teil unbekannten Manuskripte des früheren Zimmerschen Familienarchivs zur Verfügung stellten und mir so die Ausführung ermöglichten. Weiter standen mir in jeder Hinsicht zur Seite die Herren Professoren Muncker und von der Leyen, meine akademischen Lehrer; manche Anregung erhielt ich auch von Herrn Otto Richter (-Welka), dem Urenkel von J. C. B. Mohr, sowie den anderen Nachkommen beider Familien. Ihnen allen sei hiermit aufs herzlichste gedankt.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548303_0010

LITERATUR

Heinrich W. B. Zimmer: Johann Georg Zimmer und die Romantiker, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, Frankfurt a. M. 1888 (= H. W. B. Zimmer).

Hans Ziegler: Jakob Benjamin Mohr = Deutsche Buchhändler-Akademie Bd. 3 Hälfte 1, Weimar 1886.

K. Fr. Cramer: Baggesen oder das Labyrinth, Hamburg 1799.

Zscharnack: Ein Jahrhundert des Mohrschen Verlags = Christliche Welt Bd. 22.

A. Kuhr: Verlagskatalog von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen 1801—1907, Tübingen 1907.

Goldfriedrich: Die Geschichte des deutschen Buchhandels, herausgegeben im Auftrag des Börsenvereins deutscher Buchhändler Bd. III vom Beginn der klassischen Literaturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft, Leipzig 1908.

W. Dittenberger: Die Heidelberger Universität im Jahre 1804, Heidelberg 1844.

R. v. Raumer: Geschichte der germanischen Philologie = Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, neuere Zeit Bd. 9, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften, München 1870.

Hermann Paul: Das Zeitalter der Romantik = Grundriss der germanischen Philologie, Strassburg 1891 I.

Rudolf Haym: Die romantische Schule, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes, Berlin 1870.

C. Schüddekopf und O. Walzel: Goethe und die Romantik, Briefe mit Erläuterungen = Schriften der Goethe-Gesellschaft, herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan Bd. 13, Weimar 1898, Bd. 14, Weimar 1899 (= Schüddekopf-Walzel I und II).

Karl Bartsch: Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808, Rektoratsrede, Heidelberg 1881.

Friedrich Pfaff: Romantik und germanische Philologie, Heidelberg 1886 = Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von Frommel und Pfaff.

J. v. Eichendorff: Halle und Heidelberg = Aus dem literarischen Nachlass Joseph Freiherr von Eichendorffs, Paderborn 1866.

Hoffmann von Fallersleben: Geschichte des Wunderhorns = Weimarer Jahrbuch 1855 Bd. 2.

E. Grisebach: Vorrede zur Hundertjahrs-Jubelausgabe des Wunderhorns, Leipzig 1906.

Max Koch: Arnim, Clemens und Bettina Brentano, J. Görres = Dtsch. Nat.-Lit. Bd. 146.

Reinhold Steig und Hermann Grimm: Achim von Arnim und die ihm nahe standen.

Bd. 1. *Steig:* Achim von Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894 (= Steig I).

Bd. 3. *Steig:* Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm, Stuttgart-Berlin 1904 (= Steig III).

Wilhelm Grimm: Vorwort zu Ludwig Achim von Arnims sämtlichen Werken, Berlin 1839, Bd. 1 = Wilhelm Grimms kleinere Schriften 1, 311 bis 314.

Joseph Görres: Achim von Arnim = Menzels Literaturblatt 1831 Nr. 27 bis 30.

Reinhold Steig: Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892.

J. B. Diel, S. J.: Clemens Brentano = Stimmen aus Maria-Laach Bd. 3, Freiburg i. B. 1872.

Guido Görres: Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano = Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland Bd. 14, München 1844.

E. Grisebach: Clemens Brentano und die Romantik = Gesammelte Studien, Leipzig 1884.

Clemens Brentano: Gesammelte Briefe (1795—1842) = Gesammelte Werke Bd. 7 und 8, Frankfurt a. M. 1855.

Sophie Brentano: Bunte Reihe, Heidelberg 1805.

Bernhard Seuffert: Reliquien von Sophie Brentano = Deutsche Rundschau, August 1887.

J. N. Sepp: Görres = Geisteshelden Bd. 23, Berlin 1896.

J. N. Sepp: Görres und seine Zeitgenossen 1776—1848, Nördlingen 1877.

Maria Görres: Görres-Briefe = Görres' gesammelte Werke Bd. 7, München 1858 (= Familienbriefe); Bd. 8, München 1874 (= Freundesbriefe).

Franz Schultz: Görres' Charakteristiken und Kritiken aus den Jahren 1804—1805, Köln 1900.

Friedrich Gräter: Iduna und Hermode, eine Altertumszeitung, 1. Jahrgang, Breslau 1812.

Morgenblatt für gebildete Stände, Jahrgänge 1807, 1808, 1809, 1810, 1811, 1812.

Friedrich Pfaff: Arnims Trösteinsamkeit, Freiburg i. B. und Tübingen 1883.

O. F. Walzel und H. H. Houben: Zeitschriften der Romantik = Bibliographisches Repetitorium Bd. 1, Berlin 1904.

Emilie Ringseis: Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk von Ringseis = Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland Bd. 75 und 76.

Wilhelm Herbst: Johann Heinrich Voss, Leipzig 1872.

Joseph Görres: Heinrich Voss und seine Totenfeier in Heidelberg = Katholik Bd. 21, Strassburg 1826.

Die Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1. bis 8. Jahrgang, Heidelberg 1808 bis 1815.

Julian Schmidt: Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod, Leipzig 1866.

Fr. Creuzer: Aus dem Leben eines alten Professors, Leipzig-Darmstadt 1848.

K. B. Stark: Friedrich Creuzer, sein Bildungsgang und seine wissenschaftliche wie akademische Bedeutung, Rektoratsrede, Heidelberg 1874.

Fr. Stoll: Der Geschichtsforscher Friedrich Wilken = Jahresbericht des Kgl. Friedrichs-Gymnasiums zu Cassel 1894.

Ludwig Geiger: Goethe-Jahrbuch Bd. 5, Frankfurt a. M. 1884.

Handschriftlich:

Sieben Briefe von Arnim an Zimmer,
acht Briefe (ein Fragment) von Brentano an Zimmer,
fünfzehn Briefe von Görres an Zimmer,

ein Brief von J. H. Voss an Zimmer,
ein Brief (Konzept) von Zimmer an J. H. Voss,
ein Brief von Friedrich Schlegel an Zimmer,
zehn Briefe von August Wilhelm Schlegel an Zimmer,
sechs Briefe von L. Tieck an Zimmer,
vier (eine Beilage) Briefe von Jean Paul Friedrich Richter an Zimmer,
sechsundzwanzig Briefe von W. P. Perthes an Zimmer,
im Besitze der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M.

Sieben Briefe von Zimmer an Arnim,
zwei Briefe von Zimmer an Brentano,
acht Briefe (eine Beilage)von Zimmer an Jean Paul Friedrich Richter,
im Besitze der Kgl. Bibliothek in Berlin.

Dreiundvierzig Briefe und Beilagen von August Wilhelm Schlegel an den Verlag Mohr und Zimmer (1809—1815), Mohr und Winter (1815—1822), Chr. Winter (1822—1841),
die gesamten Briefe vom Verlage Mohr und Zimmer, Mohr und Winter, Chr. Winter an August Wilhelm Schlegel,
im Besitze der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden.

Ein Brief von August Wilhelm Schlegel an Zimmer,
im Besitze der Kgl. Staatsbibliothek in München.

Drei Briefe von J. C. B. Mohr an C. Ph. Kayser,
im Besitze der Grossherzoglich Badischen Universitäts-Bibliothek in Heidelberg (Cod. Hdbg. 369, 276).

Ein Brief von Schwetschke in Halle an den Verlag Mohr und Zimmer,
im Besitze der Grossherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe.

Archivalien

der Heidelberger Universitäts-Kuratel-Amtsregistratur,
des Grossherzoglich Badischen Hofrats - Protokolls des I. Senates,
des Grossherzoglich Badischen Finanzministeriums,
im Besitze des Grossherzoglich Badischen General-Landesarchivs in Karlsruhe.

INHALT

LITERATUR 8

EINLEITUNG
„Johann Georg Zimmer und die Romantiker" von H. W. B. Zimmer und die Kritik 13
Jakob Chr. B. Mohr und Johann G. Zimmer . . 15
Die Gründung der Verlagsbuchhandlung von Mohr und Zimmer 17

DIE AUTOREN DER HEIDELBERGER ROMANTIK 21
Des Knaben Wunderhorn 21
Achim von Arnim 32
Clemens Brentano 40
Joseph Görres 53
Die Zeitung für Einsiedler, Trösteinsamkeit . . . 61

DER HEIDELBERGER LITERATURSTREIT . . . 71

DIE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER DER LITERATUR 81

SCHLUSS 93

ANHANG 98

EINLEITUNG

„JOHANN GEORG ZIMMER UND DIE ROMANTIKER" VON H. W. B. ZIMMER UND DIE KRITIK

Das Verhältnis zwischen Autor und Verleger darf mit Recht als ein wichtiges Objekt des literarhistorischen Studiums gelten. Denn die Geschichte einer Verlagsanstalt ist die Geschichte ihrer Autoren und die Geschichte der von ihr organisierten oder von ihr getragenen literarischen Unternehmungen. Die Geschichte des deutschen Buchhandels, die einzelnen Geschichten deutscher Verlagsanstalten, die Drucklegung einschlägiger Korrespondenzen beweisen, dass diese Ansicht stets an Boden gewinnt und dass der Bedeutung des Verlegers für die Literatur allmählich Gerechtigkeit wird. So dürfen Männer, wie Cotta, Reimer, Perthes, mit vollem Recht als die Pioniere der deutschen Literatur angesprochen werden, die „als Centren vielfacher, geistiger Interessen die Stellung des Schriftstellers mit einem Schlage auf eine neue Grundlage gehoben haben und selbst zu grosser Bedeutung für die deutsche Kultur- und Geistesgeschichte gelangt sind".

Unter den Verlegern der Romantik nimmt Johann Georg Zimmer als Leiter der Verlagsbuchhandlung von Mohr und Zimmer in Heidelberg unstreitlich die erste Stelle ein. Viele der bedeutendsten Werke der späteren — will man der Rubrizierung der heutigen Literaturgeschichte folgen — Romantik sind in diesem Verlage erschienen und fast sämtliche Glieder der älteren und jüngeren romantischen Schule, die Zimmer meist persönlich bekannt und befreundet waren, haben dem Verlage ihre Werke angeboten. Ein Mittelpunkt für die deutsche Romantik und die jung erblühende germanistische Wissenschaft sollte der Verlag werden, ein Unternehmen, das, einer Idee und der Wissenschaft wahr-

haft dienend, weit entfernt war von jeder Art rein merkantiler Spekulation. Dass so viele und grosse Pläne nicht zur Verwirklichung gereift sind, ist die Schuld der damaligen Zeitlage, die mit ihren andauernden politischen Unruhen das gesamte deutsche Erwerbsleben, vor allem den deutschen Buchhandel[1]) auf einen dauernden Tiefstand zwang.

Immerhin bietet die Geschichte des Verlages zumal in seinen Beziehungen zur Romantik des Interessanten genug, um einem Werke, das sich mit ihrer Darstellung in einem Lebensbilde des Verlagsleiters befasst, das wissenschaftliche Interesse zu sichern. Ein Sohn Zimmers, Heinrich W. B. Zimmer, unterzog sich dieser Aufgabe in seinem Buche: Johann Georg Zimmer und die Romantiker, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes, F. C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette und anderen, herausgegebenen von Heinrich W. B. Zimmer, Frankfurt a. M. 1888 bei Heyder und Zimmer.

Diese Biographie wäre in der Tat dazu angetan gewesen, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Romantik zu liefern, hätte es der Verfasser verstanden, das reiche Material, das ihm vorlag, in einer den Forderungen der Wissenschaft entsprechenden Weise zu verwerten. Wie wenig er diesen Forderungen gewachsen war, weist Oskar F. Walzel in seiner vernichtenden Kritik des Buches in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien", 41. Jahrgang (S. 529) nach. Auf diese Kritik wird im folgenden noch öfters zurückzukommen sein, zumal auf den Vorwurf ungenauer Briefedition, der darin erhoben wird.

Ein anderer Vorwurf, den Walzel erhebt, muss noch erwähnt werden. Es ist dies der Vorwurf willkürlicher nach keinem wissenschaftlichen Standpunkt geregelter Auswahl des reichen Materials. Als Quelle seiner Darstellung gibt H. W. B. Zimmer in der Allgemeinen deutschen Biographie das Zimmersche Familienarchiv an. Dieses

[1]) Vgl. Geschichte des deutschen Buchhandels, III. Bd., von Goldfriedrich, Leipzig 1909.

Archiv besteht heute nicht mehr und auch keinem der zahlreichen Nachkommen der beiden Familien (Mohr und Zimmer) ist von dem Verbleib etwas bekannt. Aber bereits ein Einblick in die Bruchstücke dieses Archivs, die sich jetzt in den Bibliotheken zu Berlin, Dresden und Frankfurt befinden, rechtfertigt diesen Vorwurf vollkommen. Von den Beziehungen zwischen den Autoren und dem Verlage bieten die zu den Vertretern der Heidelberger Romantik wegen des engen, freundschaftlichen Verhältnisses das meiste Interesse. Durch die Brüder Schlegel und L. Tieck kam der Verlag auch mit der älteren romantischen Schule in Berührung; doch sind hier, zumal zu den erstgenannten, die Beziehungen meist mehr geschäftlicher Natur.

Die vorliegende Arbeit will nur in dem im Anhang gegebenen, bisher unveröffentlichten handschriftlichen Material, sowie in den im Texte gebrachten Berichtigungen zu den betreffenden Kapiteln des H. W. B. Zimmerschen Werkes ergänzend wirken, im übrigen, frei von biographischen Einzelheiten, aus den Wechselbeziehungen zwischen Verleger und Autoren, wie sie sich in den Korrespondenzen des Verlages widerspiegeln, eindringen in das Schaffen und Planen der Heidelberger Romantik.

Der eigentlichen Arbeit sei ein Abriss der Geschichte des Verlages mit einem kurzen Lebensbild der Teilhaber vorausgeschickt.

JAKOB CHR. B. MOHR UND JOHANN G. ZIMMER

Mohr und Zimmer waren Buchhändler, die in ihrem Beruf von der Pike auf gedient hatten. Zimmer wurde am 11. Januar 1777 auf der Untermühle bei Homburg v. d. H. geboren. Im Hause seiner Eltern erhielt er eine gottesfürchtige Erziehung und eignete sich bis zu seiner Konfirmation die notwendigen Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Geographie an. Sein frühes Interesse für Bücher liess ihn bei der Berufswahl die buchhändlerische Laufbahn wählen, die er 1791 als Lehrling bei E. L. Zessler

in Frankfurt begann. Sein Bedürfnis nach Geselligkeit und Freundschaft brachte ihm die Bekanntschaft eines Kreises junger Leute, meist Handlungsgehilfen. Hier lernte er Mohr und Christian Winter[1]) kennen.

Jakob Christian Benjamin Mohr, am 9. Oktober 1778 in Frankfurt geboren, war dort 1793 in die Varrentrapp und Wennersche Buchhandlung als Lehrling eingetreten und arbeitete nach Ablauf seiner Lehrzeit bei Dietrich in Göttingen. Als er diese Stelle 1797 gegen eine in der Hoffmannschen Buchhandlung in Hamburg vertauschte, wurde Zimmer sein Nachfolger. Bevor Zimmer seine neue Stelle antrat, unternahm er eine kleine Reise nach Württemberg zu den Eltern seines Freundes Winter und sah dabei zum erstenmal Heidelberg, dessen Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn machte.

Die Anstellung im Dietrichschen Hause bot den beiden jungen Leuten neben der beruflichen Ausbildung auch Gelegenheit, aus dem reichen geistigen Leben Göttingens für ihre allgemeine Bildung Nutzen zu ziehen, wovon Zimmer durch Hospitieren bei den Vorlesungen mehrerer ihm bekannter Professoren ausgiebig Gebrauch machte. Durch die Vermittlung von H. Besser, dem späteren Teilhaber der Buchhandlung von Perthes in Hamburg, erhielt Zimmer im Jahre 1800 in diesem Hause eine Anstellung. Nur wenige deutsche Städte konnten sich am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts mit dieser mächtig aufblühenden Hansastadt vergleichen, die durch den lebhaften Verkehr mit allen Weltteilen, durch den stets wachsenden Fremdenverkehr, vor allem durch den Reichtum und die Bildung ihrer Handelsherren und Patrizier ein überaus reges, von grossstädtischen Interessen getragenes gesellschaftliches und geistiges Leben bot. Ueber seinen Aufenthalt in Hamburg schreibt Zimmer selbst[2]): „Der Aufenthalt in Hamburg ist mir in mehr als einer Hinsicht sehr nützlich gewesen. Einmal hat Ham-

[1]) Christian Winter assoziierte sich nach Ausscheiden Zimmers aus der Firma 1815 mit Mohr. Diese Firma „Mohr und Winter" bestand bis 1822.

[2]) Vgl. H. W. B. Zimmer, S. 8.

burg als Weltstadt auf meine ganze Lebensanschauung einen sehr wichtigen Einfluss gehabt, dann war die Buchhandlung von Friedrich Perthes für mich eine Schule für meinen nächsten Beruf, wie ich sie wohl nicht besser hätte haben können, und endlich gereichte das Leben in der Familie Perthes und die mannigfaltigen Bekanntschaften, die ich durch dieselbe machte, mir zur Entwicklung und Förderung des inneren geistigen Lebens. An Perthes und sein Haus knüpfen sich meine teuersten Erinnerungen aus der reiferen Jugend." Zimmers liebenswürdige Art machte den Angestellten bald zum Freund des Hauses, der, wie zur Familie gehörig, an allem teilnahm, was diese betraf. Auf Wunsch von Perthes begleitete er im Jahre 1803 die Erzieherin Caroline Rudolphi nach Heidelberg, wohin sie mit ihrem Institut übersiedelte, und abermals fühlte er sich von der Schönheit der Neckarstadt stark angezogen.

In Hamburg schlossen sich auch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mohr und Zimmer enger. 1804 kehrte Mohr nach Frankfurt zurück und übernahm die im Jahre 1801 gegründete Buchhandlung von August Hermann, dessen Witwe seine Gattin wurde. Seine reichen buchhändlerischen Erfahrungen halfen ihm das Geschäft in kurzer Zeit auszubauen und auch eine verlegerische Tätigkeit (der neue Kinderfreund, Urania) zu entwickeln. 1805 erschien bei ihm der erste Jahrgang der Studien von C. Daub und Fr. Creuzer, durch welche Mohr mit der Gelehrtenwelt der neurestaurierten Heidelberger Universität bekannt wurde. Auch über diesen Kreis hinaus machte die treffliche Zeitschrift, die, von den Trägern klangvoller Namen unterstützt, bald eine geachtete Stellung in der wissenschaftlichen Welt einnahm, den Verlag bekannt.

DIE GRÜNDUNG DER VERLAGSBUCHHANDLUNG VON MOHR UND ZIMMER

Durch das dreizehnte Organisationsedikt der badischen Lande vom 9. Mai 1803, sowie durch eine zweite Verordnung in Bezug auf die Organisation der Universität vom

25. April 1804 hatte Kurfürst Karl Friedrich den Versuch gemacht, die daniederliegende Universität in Heidelberg zu einem ihrer ruhmreichen Vergangenheit entsprechenden, neuen Leben zu erwecken. Selbst Rektor, suchte er bedeutende Gelehrte für seine Universität zu gewinnen und hatte bald den guten Erfolg, frisches, reges, geistiges Leben an der neu erblühenden Ruperto-Carola pulsieren zu sehen. Dieses neue Leben zeitigte neben andern bald das dringende Bedürfnis nach einer entsprechend ausgestatteten Sortiments- und Verlagsbuchhandlung, die den Studierenden die Neuerscheinungen in wissenschaftlicher und schöner Literatur zugänglich machen, den Professoren Gelegenheit geben sollte, die Produkte ihrer Geistesarbeit am Orte selbst in Verlag zu geben. Denn in dieser Hinsicht waren die Zustände in Heidelberg selbst für die primitivsten Anforderungen unzulänglich. Es bestand nur eine eigentliche Buchhandlung am Platze, die von Friedrich Pfähler, welche, schlecht ausgestattet, nur unbedeutende Geschäfte machte. Nach den Akten der Universitäts-Kuratelamtsregistratur war diese Handlung 1745 durch Jakob Pfähler gegründet, 1771 auf seine Söhne übergegangen, von denen der eine sich in Frankfurt etablierte, während der andere, Friedrich Pfähler, das Heidelberger Geschäft anfangs mit gutem Erfolg fortführte. Durch die andauernden Kriegszeiten und den allmählichen Zerfall der Universität kam die Handlung jedoch ganz herab. Auch die kleinen Niederlagen Frankfurter Buchhändler, die, mit Leihbibliotheken verbunden, bei Krämern etabliert waren, konnten den literarischen Bedürfnissen nicht genügen, „diese alten Schläuche vermochten den jungen Most nicht zu fassen". Der akademische Senat sah sich deshalb genötigt in einem Bericht[1]) vom 5. März 1804 beim Universitäts-Kuratelamte den Antrag zu stellen, eine neue akademische Buchhandlung zuzulassen.

Auf den hierzu erlassenen Aufruf hatten drei Firmen um die Erlaubnis nachgesucht, „ein Buchhandlungs-Etablissement in Heidelberg unter dem Namen und mit den

[1]) Im grossherzoglich badischen General-Landesarchiv in Karlsruhe.

Privilegien einer akademischen Buchhandlung errichten zu dürfen". Es waren dies: Cotta in Tübingen, Schwan und Götz in Mannheim und J. C. B. Mohr in Frankfurt. Mohr war im Herbste 1804 in Verlagsgeschäften nach Heidelberg gekommen und von den Professoren Heise und Paetz aufgefordert worden, sich um die Zulassung zu bewerben. Mohr gefiel dieser Plan. Da er aber sein blühendes Geschäft in Frankfurt nicht aufgeben wollte, musste er sich für das Heidelberger Geschäft um einen Teilhaber umsehen. Er wandte sich an Zimmer nach Hamburg, der ihm begeistert zusagte, da er dabei gleichzeitig seinen alten Wunsch, in Heidelberg leben zu können, in Erfüllung gehen sah. Das Universitäts-Kuratorium sprach sich zunächst zugunsten der inländischen Firma Schwan und Götz aus, doch hatte eine an das Kuratorium gerichtete Denkschrift vom 13. Januar 1805[1]) den Erfolg, dass beide Firmen zugelassen wurden. Diese Denkschrift zugunsten von Mohr war unterzeichnet von den Professoren Heise, Gatterer, Schwarz, Creuzer und Paetz. Mohr hatte sich erboten, das Heidelberger Geschäft nicht als Filiale der Frankfurter Handlung zu betreiben, sondern es als selbständige Handlung unter der Leitung seines Freundes Zimmer zu errichten und im Laufe der Zeit einen Verlag anzugliedern[2]). Die Pfählersche Handlung verpflichtete er sich aufzukaufen. Während der Verhandlungen starb Pfähler jedoch und die Firma liquidierte.

Paetz, dem die Ausarbeitung des Vertrages mit Mohr übertragen worden war, äusserte sich in einer Zuschrift an das Kuratelamt über Zimmer: „. . . Uebrigens wird fürs erste Zimmer das hiesige Etablissement übernehmen und Mohr in Frankfurt bleiben. Von Zimmer habe ich in Frankfurt mehrere Briefe gesehen, welche teils sein sehr lebhaftes Interesse für dieses Unternehmen zeigen, teils ihn selbst als einen sehr gebildeten und literärisch unterrichteten Mann darstellen, von dem sicher alles Gute zu hoffen ist. Sein bisheriger Prinzipal, Friedrich Perthes in Hamburg,

[1]) Im grossherzoglich badischen General-Landesarchiv in Karlsruhe.

dessen genaue Verbindung mit Jacobi, Stolberg, Reinhold etc. für den Grund seiner Bildung hinlänglich spricht und den ich persönlich als sehr biedern und zuverlässigen Mann kenne, gibt ihm das Zeugnis eines seinem Fache durchaus gewachsenen, in buchhändlerischen Geschäften sehr geübten und literärisch gebildeten Mannes."

Am 31. Mai 1805 konnte Mohr dem „hochpreislichen kurbadischen Universitäts-Kuratel-Amte in Karlsruhe seine Danksagung abstatten" und mitteilen, dass er in wenigen Tagen, nach Eintreffen seines Freundes Zimmer, nach Heidelberg abgehen und die nötigen Einrichtungen treffen werde[1]).

Anfangs Juni hatte Zimmer Hamburg verlassen und war anfangs Juli in Heidelberg eingetroffen. Nachdem er die Vertragsangelegenheiten mit dem Prorektor Wedekind erledigt hatte, mietete er sich die nötigen Räume. Mohr sandte ihm ein kleines Sortimentslager, und nach einigen Wochen eröffnete er das Geschäft unter dem Titel: „Akademische Buchhandlung von Mohr und Zimmer".

Die Buchhandlung hatte in Heidelberg rasch festen Fuss gefasst dank dem gütigen Entgegenkommen der Professoren, die ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Mohr auch auf seinen Teilhaber übertrugen. Zimmers Briefe an Perthes, die sich in dessen Antworten widerspiegeln[2]), zeigen die freundlichsten Zukunftsbilder, so dass er es wagen konnte noch im gleichen Jahre der Buchhandlung das Verlagsgeschäft hinzuzufügen, dem er in der Folge seine ganze Arbeitskraft widmete. Sein eigenes scharfes Urteil und sein guter Geschmack bei der Bewertung von Literaturerzeugnissen sowie seine genaue Kenntnis des lesenden Publikums kamen ihm hierbei sehr zustatten.

---

[1]) Nach einem Briefe Mohrs im grossherzoglich badischen General-Landesarchiv in Karlsruhe.

[2]) Handschriftlich in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.

DIE AUTOREN DER HEIDELBERGER ROMANTIK

DES KNABEN WUNDERHORN

Das Doppelgestirn der romantischen Schule, Arnim und Brentano, und ihr gemeinsames Werk „Des Knaben Wunderhorn" haben Zimmer und den von ihm geleiteten Verlag in die Literaturwelt eingeführt. Durch die Uebernahme dieser vielumstrittenen Sammlung deutscher Volkslieder war der Verlag rasch in der literarischen Welt Deutschlands bekannt geworden und seine offene Parteinahme für die Romantiker in dem Literaturstreite, den das Erscheinen des „Wunderhorns" entflammte, machte ihn zum Mittelpunkt der jüngeren romantischen Schule.

Durch Caroline Rudolphi wurde Zimmer mit den beiden jungen Dichtern bekannt. Diese Frau, die mit dem wissenschaftlichen und literarischen Leben Heidelbergs stets in engster Fühlung stand, war Zimmer durch Perthes in Hamburg bekannt und durch seine Beihilfe bei der Uebersiedlung ihres Erziehungsinstituts nach Heidelberg (1803) befreundet geworden und hatte sich seiner in der ersten Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes aufs beste angenommen.

In ihrem Hause verkehrte die gesamte wissenschaftliche und literarische Welt Heidelbergs[1]). Auch Arnim und Brentano gingen dort ein und aus und scheinen die Rudolphi hochgeschätzt zu haben, zumal Arnim hielt viel von dem klaren Urteil dieser Frau (vgl. Arnim an Zimmer 25. I. 1809)[2]).

Den beiden jungen Dichtern kongenial, verstand es Zimmer, auf ihre Pläne einzugehen und sie mit seinem guten Geschmack und seinem gereiften Urteil zu fördern, so dass sich in kurzer Zeit eine vertraute Freundschaft entwickelt hatte.

[1]) Vgl. Morgenblatt Nr. 49, 1807.

[2]) H. W. B. Zimmer S. 150.

Da er selbst mit einem Hang zum Romantischen stark ausgestattet war, fand die bereits vorliegende Sammlung deutscher Volkslieder seiner jungen Freunde seinen Beifall in solchem Masse, dass er sich entschloss, mit ihr das geplante Verlagsgeschäft zu eröffnen.

Zu Michaeli 1805, nach Art der Almanache vordatiert mit der Jahreszahl 1806, erschien „Des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder" mit einer Zueignung an Goethe.

Hoffmann von Fallersleben hat es in dem Weimarer Jahrbuch von 1854 (2, 261) zuerst unternommen, die Geschichte des Wunderhorns darzustellen. Mit grosser Ausführlichkeit, meist im Wortlaut, bringt er Arnims Anzeige des Buches, Goethes Besprechung in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung[1]) vom 6. Januar 1806, Teile der Kritik von Görres in den Heidelberger Jahrbüchern, sowie die einzelnen Artikel der Pressfehde, die sich nach Erscheinen des zweiten und dritten Bandes zwischen Voss und den Herausgebern entspann. Von dem gedruckten Aufruf (4^0) an alle Freunde des Volksliedes, in dem die Herausgeber zur Teilnahme an der Fortsetzung des Buches auffordern (bei Steig I, S. 177 f.), berichtet Hoffmann nichts. Ebenso scheint ihm die Korrespondenz der Herausgeber mit Zimmer nicht bekannt gewesen zu sein.

Auch Eduard Grisebach, der sich in seinem Vorwort zur Hundertjahrs-Jubelausgabe an die Darstellung von Hoffmann von Fallersleben anlehnt, erwähnt diesen Briefwechsel nicht, sondern weist z. B. die Entstehung der Titelkupfer des 2. und 3. Bandes nur aus den Briefen Arnims an Goethe (bei Schüddekopf-Walzel II) nach, obwohl Arnim und Brentano die darauf Bezug nehmenden Fragen in ihren Briefen an Zimmer weit ausführlicher besprechen. Gerade diese Briefe aber sind dazu angetan, noch manchen interessanten Einblick in die Entstehungsgeschichte des Wunderhorns zu tun.

Von der grössten Bedeutung für das Werk war Goethes Kritik in der A. L. Z. Nr. 18 und 19 (vom 21. und 22. Januar 1806), sowohl für die Aunahme des ersten Bandes als für die Unternehmung der Fortsetzung. Seinem Versuch, beim

[1]) Im folgenden abgekürzt in A. L. Z.

„Schäfer" zwischen alten Volksliedern und zeitgenössischem Sange zu vermitteln, war das Wunderhorn, dessen Endzweck es war, die alten Volkslieder den Zeitgenossen mundgerecht zu machen, verwandt. Immer diesen Endzweck im Auge, wünscht er, das Büchlein möchte in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesangs- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung. Mit diesem Urteil tritt Goethe wohl für den Wert des Buches, nicht aber für die Art der Herausgabe der einzelnen Lieder ein, der er die Kritik, die nach dem Gesichtspunkte einer philologisch exakten Edition urteilt, fern zu halten sucht, indem er am Schlusse meint, die Kritik dürfe sich vorerst mit dieser Sammlung nicht befassen. Dass Goethe an manchem Lied, das durch die Eingriffe der Herausgeber gewonnen hat, besonderen Gefallen fand, darf m. E. nicht als Gegenbeweis, als ausdrückliche Billigung der Art der Herausgabe angesprochen werden, wie es Arnim in seinem Briefe[1]) an Brentano vom 8. Februar 1808 tut, indem er schreibt, die grellsten Verkettungen von Altem und Neuem seien Goethe die liebsten.

Der Aufnahme des ersten Bandes hat die wohlwollende Kritik Goethes ungemein viel genützt, vor allem dadurch, dass manches abfällige Urteil durch sie zurückgehalten wurde. Görres hat diese Tatsache wohl erkannt und in seiner Kritik des Wunderhorns in den Heidelberger Jahrbüchern[2]) 1809, Abt. V, Heft 5, S. 223, auch ausgesprochen:

„. . . spotten endlich wollten viele, hätte nicht ernsthaft der Herr in der Loge gesessen und Stillschweigen geboten dem lärmenden Haufen. Manche erfüllten sich dadurch mit einem ungeheuchelten Respekt vor der trefflichen Erscheinung, andern würgte der Verdruss die Kehle ab, und sind sie nur einmal der verdammten Ehrfurcht aus dem Wege gegangen, so werdet ihr Wunder hören wie sie aufschreien." —

Trotzdem Goethe meinte, die Kritik dürfte sich vorerst mit dieser Sammlung nicht befassen, so erfuhr sie doch bald

[1]) Steig I, S. 235.

[2]) Nur teilweise abgedruckt.

manches abfällige Urteil. Büsching und von der Hagen brachten in der Vorrede zu ihrer Sammlung deutscher Volkslieder, wenn auch ohne Namen zu nennen und versteckt, den ersten Angriff[1]) gegen die Sammlung: „Noch weniger aber haben wir diese Lieder durch Ausbesserungen, Zusätze, Ueberarbeitung und Umbildung versetzen, Fragmente ergänzen oder gar ganz eigenes Machwerk dabei einschwärzen wollen; das ist aufs Gelindeste eine poetische Falschmünzerei, wofür die Historie keinen Dank weiss. Wer Lust zu solchen Dingen hat, dem lassen wir es allerdings auch frei, und es muss uns freuen, wenn er was Treffliches daraus hervorbringt, wer es aber immerhin tut, der sollte es doch wenigstens sagen oder so tun, dass kein Zweifel darüber bleibt."

Aehnliche Vorwürfe, nur mit direkter Namennennung, erhob Friedrich Schlegel gegen das Wunderhorn in seiner Kritik dieser Volksliedersammlungen im ersten Heft der Heidelberger Jahrbücher (1808, Abt. V, S. 135).

Obwohl Goethe am Schlusse seiner Besprechung die Herausgeber auffordert, in Bälde einen zweiten Band folgen zu lassen, scheint Zimmer bei den Bedenken, die gegen den ersten Band laut geworden waren, gezögert zu haben, den zweiten Band in den Verlag zu nehmen. Brentano schreibt darüber an Arnim (18. März 1806): „Ich habe mit Zimmer gesprochen, ob er den zweiten Band des Wunderhorns drucken wolle, aber er scheint keinen bestimmten Wunsch dazu zu haben."

Trotz seiner Unentschlossenheit unterstützte Zimmer die Herausgeber beim Sammeln aufs eifrigste, und seinen Bemühungen, die bisher nie gewürdigt wurden, verdankt die Sammlung manchen schönen Beitrag. Während Arnim im ganzen Kreise seiner Bekannten Mitarbeiter zu gewinnen suchte und an Goethe, Tieck, Jean Paul, die Brüder Schlegel und andere die bekannten Werbebriefe schrieb, gewann Zimmer dem Werke manchen Mitarbeiter, indem er durch seine vielen freundschaftlichen Beziehungen das Buch weiten

[1]) Der phrasenreiche Angriff von Falk im „Elysium und Tartarus", 8.—12. Januar 1806, richtet sich nur gegen die angeblich „geschraubte" Ausdrucksweise des Arnimschen Stils der Nachschrift, lobt jedoch das Werk selbst.

Kreisen bekannt zu machen suchte und durch Verschenken von Exemplaren Personen, in deren Besitz er für die Sammlung Wertvolles vermutete, für das Werk interessierte. Runge und Röther wurden so gewonnen. Runge sandte ihm „zwei plattdeutsche Döhnchen, wie sie die Kinderfrauen wohl erzählen" (gemeint sind die Kindermärchen: „Von dem Machandelboom", das in der Einsiedlerzeitung erschien, und „Von dem Fischer und syner Fru", das Zimmer den Brüdern Grimm für ihre Sammlung gab. Vgl. Runge an Zimmer, 24. Januar 1806, bei Heinrich W. B. Zimmer, S. 271). Röther, damals Pfarrer von Aglasterhausen, übergab ihm für das Wunderhorn seine druckfertige Sammlung deutscher Volkslieder.

Auch begleitete Zimmer oft Brentano auf seinen Beutezügen in die Umgebung von Heidelberg, wo ihnen neben manchem fliegenden Blatt, das sie aufstöberten, manches alte Volkslied in die Feder gesungen wurde. Mit welchem Eifer gesammelt wurde, davon gibt uns ein Brief Zimmers an A. W. Schlegel vom 2. Mai 1811 (im Besitze der Kgl. öffentl. Bibl. Dresden) ein Bild: „Herr Boisserée wird gewiss Ihren Wunsch um Aufbringung altdeutscher Gedichte in hiesiger Gegend mit Vergnügen zu erfüllen suchen, da aber die Dauer seines Aufenthaltes ungewiss ist, so bitten wir Ew. Wohlgeboren, das Verzeichnis der Sachen, welche Sie suchen, nur gütigst an uns zu schicken, wir werden uns dabei seines Rates bedienen. Doch müssen wir Ihnen vorläufig bemerken, dass die Ausbeute nicht allzureich ausfallen dürfte, da die Herren Brentano und von Arnim ziemlich aufgeräumt haben."

Zimmer scheint demnach neben der Vertrautheit mit dem Werke seiner Freunde, die sich aus dem ständigen Umgange mit ihnen ergab, eine ziemliche Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur besessen zu haben.

In den Briefen der beiden Dichterfreunde bleibt das Hauptthema in der ganzen Zeit ihrer Trennung stets das Wunderhorn. Aber Umstände äusserer Art, Arnims Reise nach England und die folgenden Kriegswirren, die ihn bis Königsberg verschlugen und in Danzig festhielten, verzögerten den

Beginn der gemeinsamen Arbeit an der Fortsetzung des Wunderhorns immer wieder. Dazu kam Sophiens Tod, der Brentanos Arbeitslust für Monate brach legte. Zimmer aber hatte mit dem gesamten deutschen Buchhandel unter der Zeitlage so zu leiden, dass ihm seine bereits eingegangenen Verlagspflichten, z. B. die von Alois Schreiber im Jahre 1806 zu allgemein literarischem Zweck gegründete kurfürstlich privilegierte „Wochenschrift für die badischen Lande“[1]), genügend Sorge machten, und er froh war, momentan der Entscheidung, die Uebernahme der Fortsetzung des Wunderhorns betreffend, überhoben zu sein.

Der Herbst des Jahres 1807 brachte bekanntlich Arnim und Brentano endlich wieder in Kassel zusammen und sofort wurde mit der Sichtung und Zusammenstellung des überreichen Materials für die Fortsetzung des Wunderhorns begonnen und zunächst Zimmer zur Entscheidung gedrängt, ob er den zweiten Band übernehmen wolle, denn zunächst war nur ein zweiter Band geplant. Erst der zum ersten Band in keinem Verhältnis stehende Umfang des zweiten und die von Brentano vorgeschlagene Ausscheidung der Kinderlieder in einen Anhang ergab die spätere Einteilung.

Der Brief Brentanos darüber vom 29. November 1807[2]) mag auch deswegen hier wiedergegeben werden, weil er, neben der Honorarfrage, zeigt, welch grosse Erwartungen die Herausgeber auf den zweiten Band ihrer Sammlung setzten.

„Arnim bleibt einige Wochen hier, um den zweiten Band des Wunderhorns mit mir zu arrangieren, über dessen Herausgabe ich nun sobald als möglich Ihre Erklärung erwarte, in welcher ich Ihre Freundschaft Folgendes zu erörtern bitte: da der erste Band blos aus einem bereits längst gesammelten

[1]) In zwei Halbjahrgängen erschien diese Schrift, die von Brentano anfangs durch Beiträge kräftig unterstützt wurde. (Ueber Brentanos Beiträge, von denen das am 1. August 1806 als besondere Beilage erschienene wundervolle „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg“ der bedeutendste ist, vgl. Steig I, S. 186.) Doch bereits Mitte des Jahres 1807 schlief die Wochenschrift wieder ein, da sie der Konkurrenz des Morgenblattes beim Mangel an geeigneten Mitarbeitern nicht gewachsen war.

[2]) Bei H. W. B. Zimmer S. 179 f.

Vorrat bestand, und die Aufnahme des Buches noch unbestimmt war, so konnte ich mit dem mir gütig angebotenen Honorar von einer Carolin per Bogen gern zufrieden sein; bei diesem zweiten Band stehe ich mit meinem Vorrath in ganz anderem Verhältnis. Das meiste, was ich besitze, ist mit unsäglich mühsamer Correspondenz, vielem Porto und bedungener Honorierung gewonnen, ich würde daher bei demselben Honorar durchaus zu kurz kommen. Ich fordere Sie daher auf, mir ein Anerbieten sobald als möglich hierüber zu machen, da Sie nichts mehr bei dem Buche riskieren, sondern das Buch täglich an Abnehmern gewinnt und durch den gewiss viel grösseren Wert des zweiten Bandes noch gewinnen wird."

Auch Arnim verspricht sich in dem Briefe an Zimmer vom 28. November 1807 vom zweiten Band sehr viel; zumal über Brentanos Plan, die gesammelten Kinderlieder als Anhang erscheinen zu lassen, äussert er sich sehr entzückt. Zum Vergleich mit den selbst gesammelten Liedern bittet er Zimmer, ihm den Tiroler Sammler und den Seckendorfschen neuen Musenalmanach zu besorgen.

Den wiedervereinigten Freunden ging die Arbeit rasch von der Hand. Zumal für Brentano lag in der gemeinsamen Arbeit der richtige Ansporn für sein künstlerisches Schaffen. Zimmer hatte bereits 1805 Gelegenheit gehabt, diesen wohltuenden Einfluss zu beobachten. Jetzt trat er noch stärker hervor. Zimmer schreibt darüber an Brentano (2. Dezember 1807, im Besitz der Kgl. Bibl. in Berlin): „Ganz prächtig ist's, dass Sie endlich mit Ernst an die Herausgabe des 2. Teils vom Wunderhorn denken und dass Arnim wieder bei Ihnen ist. Das letztere hätte ich aus Ihrem Briefe erfahren, auch wenn Sie mir's gar nicht geschrieben hätten; denn so arbeitsfroh und voll Schreibwut habe ich Sie lange nicht gesehen. Arnim sollte Sie nicht wieder verlassen. Warum tut er es auch? Wahrhaftig Sie beiden sollten sich nicht trennen. Nicht weil ich dann auch etwas zu verlegen kriegte — weil Sie allein bei ihm sind, der Sie sind; und auch Sie würden ihm ein wohltätiger Ab- und Einleiter sein."

Endlich entschloss sich Zimmer, hauptsächlich im Vertrauen auf die gütige Aufnahme[1]), die Goethe dem ersten Bande hatte zuteil werden lassen, die Fortsetzung zu übernehmen.

Arnim kam mit Anfang des Jahres 1808 von Cassel nach Heidelberg, um die Fertigstellung des zweiten und dritten Bandes des Wunderhorns nebst dem Anhang der Kinderlieder selbst zu überwachen. Zimmer hatte in dem Briefe an Brentano vom 2. Dezember 1807 den Wunsch geäussert, der zweite Band möchte in Heidelberg, nicht wie der erste in Frankfurt, gedruckt werden. Der Grund lag darin, dass Mohr und Zimmer 1807 die Erlaubnis erhalten hatten, der Verlagsbuchhandlung eine Druckerei anzugliedern[2]).

Obwohl sofort mit der Drucklegung des zweiten Bandes begonnen wurde, so verzögerte sich die Fertigstellung doch bis zum Herbst, woran hauptsächlich die neuen Verlagsunternehmungen Zimmers, an denen auch Arnim als Autor teil hatte, die Einsiedlerzeitung und die Heidelberger Jahrbücher, Schuld trugen.

Erst im Herbst 1808 erschienen die beiden Bände und der Anhang der Kinderlieder gleichzeitig. Dem Titelbild des zweiten Bandes zuliebe musste beim Titel „Des Knaben" in Wegfall kommen[3]).

Auch diese beiden Bände waren Goethe gewidmet. Brentano hatte darüber an Zimmer geschrieben: „Wir werden dieselben wieder Goethe zuschreiben, welcher das

---

[1]) Vgl. Brentano an Goethe, im Februar 1808 (Schüddekopf-Walzel II, S. 78).

[2]) Vergleiche Auszug aus dem Heidelberger Universitäts-Kuratelamts-Protokoll vom 4. März 1807 und aus dem grossherzoglich badischen Hofrats-Protokoll des I. Senats vom 24. Mai des gleichen Jahres. Doch bereits im folgenden Jahre musste Zimmer infolge zu grosser Arbeitslast das Gesuch stellen, das Privileg für die Druckerei an ihren bisherigen Geschäftsführer Engelmann zu übertragen. Vgl. Auszug aus dem grossherzoglich badischen Geheimrats-Protokoll vom 21. Juni 1808. (Aus dem grossherzoglich badischen General-Landesarchiv in Karlsruhe.)

[3]) Vgl. Brentano an Zimmer, Cassel 1808, bei H. W. B. Zimmer S. 183.

Buch so sehr liebt, dass Sie gleich einer vorteilhaften Anzeige versichert sein können."

In dieser Erwartung wurde Brentano allerdings getäuscht. Verärgert durch die masslosen, gehässigen Angriffe, die Voss im Morgenblatt mit Erscheinen des zweiten und dritten Bandes gegen die Herausgeber unternahm und in die er auch die Person Goethes hineinzog, indem er von erschlichener, zu nachsichtiger Aufmunterung schrieb, hatte dieser eine Anzeige des zweiten und dritten Bandes des Wunderhorns abgelehnt[1]).

Er blieb dabei auch trotz der Bitte Brentanos. Dieser schrieb im Februar 1809 an ihn[2]): „Ich wollte Sie nämlich recht sehr bitten den zwei letzten Bänden unseres gutgemeinten und uns so lieben Buches Ihr gerechtes Urteil öffentlich nicht zu entziehen. Das Gegenteil würde dem trefflichen Mann, der es gedruckt, einen schweren Verlust verursachen und ich könnte mir es nicht verzeihen, ihn verschuldet zu haben. Dass Voss Arnim und mich verleumdet und uns in der Verehrung gegen Sie als niederträchtig darstellen will, weil er selbst nur sich lieben kann, das tut mir nur leid für ihn, dem die Nation so gern vieles verdanket, und ich würde darum mir die Freiheit nicht erlaubt haben, mich in diesem zeitlichen, richtiger zu sagen, gar zeitschriftlichen Kummer an Sie zu wenden, aber es ist nur um einem Buch voll Gutem und seinem redlichen, mir wie wenige Menschen als brav und sinnvoll erfundenen Verleger womöglich einen sehr schweren Schaden zu mindern."

Da sich Goethe dieser Bitte nicht willfährig zeigte, sondern sich immer mehr gegen die altdeutschen Bestrebungen auch der jüngeren romantischen Schule abschloss, versuchte Brentano auf andere Weise dem Verleger zu Hilfe zu kommen und dem Buche Absatz zu verschaffen.

Bekanntlich führte Arnim die Polemik gegen Voss zunächst allein. Brentano, der sich damals bei Savigny in Landshut aufhielt, griff mit einer Anzeige im Intelligenzblatt

[1]) Vgl. auch: Heinrich Voss an Goethe (undatiert), Goethe-Jahrbuch V. Band S. 75.

[2]) Schüddekopf-Walzel II, S. 80.

der A. L. Z. (vom 8. März 1809) erst in den Kampf ein, als dieser bereits beendet war, denn Voss hatte auf die Ausführungen Arnims im Intelligenzblatt der A. L. Z. (vom 15. Februar 1809) geschwiegen. In dieser Anzeige kündete Brentano eine gedrängte Geschichte des Volksliedes an „mit Beihilfe einiger Freunde", wie auch eine Kritik der echten und zweifelhaften Stücke der Sammlung.

Bei Arnim hatten sofort grosse Zweifel an der Durchführbarkeit dieses Planes Platz gegriffen. Denn schon immer hatte er Brentanos bisweilen auftauchende Bestrebungen, der Sammlung einen historischen Standpunkt zu unterschieben, verurteilt. (Vgl. Arnim an Görres, Freundesbriefe S. 55 f.) Noch weitläufiger und entschiedener als Brentano selbst gegenüber (vgl. Steig I, S. 270) sprach er sich zu Zimmer[1]) gegen diesen Plan aus: „Brentanos letzte Anzeige wegen eines Anhanges zum Wunderhorn, der die Geschichte und Literatur des Volksliedes auf ein paar Bogen enthalten soll, scheint mir ein Ding der Unmöglichkeit. Grimms sind derselben Meinung und haben ihm ihre Mitarbeit, worum er sie gebeten, abgeschlagen[2]). Ohne Ausführlichkeit würde diese Geschichte wenigstens drei Bände fordern, denn gerade die bedeutendsten Sachen für die Geschichte der Lieder enthält unsere Sammlung gar nicht, weil wir nie auf die Geschichte, sondern auf das Gegenwärtige Rücksicht genommen; endlich würde der Gewinn so unbedeutend sein, als wenn Napoleon die Vornamen aller seiner Soldaten auswendig wüsste. Dies bleibt unter uns, ich wollte Ihnen nur anzeigen, dass ich keinen Teil daran habe."

Brentano war es jedoch mit der Ausführung des Planes gar nicht wirklich ernst gewesen. In einem Briefe äusserte er sich Arnim gegenüber, er habe ungefähr eine Darstellung geben wollen, wie die Rezension von Görres, nur etwas historischer und leserlicher. Die Hauptsache sei ihm bei der Ankündigung gewesen, Arnim nicht dem Anschein auszusetzen, als gäbe er ihn preis. Der eigentliche Zweck aber war, vorerst

[1]) Bei H. W. B. Zimmer S. 149.

[2]) Vgl. Wilhelm Grimm an Arnim vom 2. März 1809 (Steig II S. 22).

durch diese Ankündigung einen Waffenstillstand in dem Kampf herbeizuführen, der der Abnahme des Buches und damit seinem Freunde Zimmer unbedingt schaden musste. (Vgl. Wilhelm Grimm an Arnim vom 23. Januar 1809, bei Steig III, S. 20 f.) Später suchten Arnim und Brentano noch auf eine andere Art den Angriffen gegen die Fortsetzung des Wunderhorns wirksam zu begegnen. Als Wilhelm Grimm im Herbste 1809 mit ihnen in Berlin weilte, wussten sie ihn zu bestimmen, seine dänischen Lieder als vierten Band des Wunderhorns erscheinen lassen zu wollen. Wie Steig berichtet[1]), schloss die von Arnim, Brentano und Wilhelm Grimm gemeinsam verfasste Ankündigung der Lieder für die Heidelberger Jahrbücher, wie sie Ende November von Berlin nach Heidelberg ging, mit dem Vermerk, sie würden als vierter Band des Wunderhorns bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erscheinen. Jedoch zog Wilhelm Grimm diese Art des Erscheinens, noch bevor die Ankündigung in den Heidelberger Jahrbüchern[2]) veröffentlicht war, zurück, wie Steig angibt, „auf Brentanos verändertes Verhalten".

Wahrscheinlich hätten Arnim und Brentano daraufhin nichts Neues zur Verteidigung des Wunderhorns unternommen. Da brachte die endlich erschienene Besprechung von der Hagens in der A. L. Z. 1810 (Nr. 35—38) neue Angriffe gegen das Werk, die, sehr sachlich gehalten, dem Buche grossen Schaden bringen mussten. Dem zu begegnen, veröffentlichten die beiden Herausgeber ganz kurze Zeit später im Intelligenzblatt der gleichen Zeitung (vom 10. März 1810) eine Ankündigung, in der eine Fortsetzung des Wunderhorns in Aussicht gestellt wird „mit literarischen Anmerkungen zur Geschichte und unserer Sammlung, den Literaten zu Gefallen, wobei wir uns die Hilfe unserer Freunde in Kassel versprechen, deren gründliche Kenntnis bisher so erquicklich zur Anregung lebendiger Ansicht der älteren deutschen Literatur gewirkt hat". Doch auch diese Ankündigung war nicht ernst gemeint, wie aus dem Briefe Arnims an Wilhelm

[1]) Zu den kleinen Schriften der Brüder Grimm, in der Zeitschrift für germanische Philologie, 29. Bd. S. 198, Halle 1897.

[2]) Heidelberger Jahrbücher 1810, Intelligenzblatt Nr. 3.

Grimm (4. April 1810)[1]) hervorgeht, in dem es heisst: „Was hast du zu unserer Anzeige in der Jenaer Literaturzeitung gesagt? So gar hitzig ist es damit nicht gemeint, es ist ein Krähen über dem Hagenschen Miste."

Diese angekündigte Fortsetzung, der vierte Band des Wunderhorns, kam zu Lebzeiten Arnims und Brentanos nicht zustande. Auch als der erste Band 1818 eine zweite Auflage erlebte, erschien er ohne den angekündigten Kommentar, leider sogar teilweise ohne Verbesserung der oft sinnstörenden Druckfehler der ersten Auflage. Jedoch hatte sich zu dieser Zeit der Verlag teilweise geändert und Zimmer, der die Entstehung dieses bedeutenden Werkes in allen seinen Phasen miterlebt hatte und selbst mitten in den Kämpfen, die sich um den Wert des Werkes entsponnen hatten, gestanden war, hatte bereits zwei Jahre vorher den Beruf des Buchhändlers mit dem geistlichen Hirtenamte vertauscht.

ACHIM VON ARNIM

Bevor wir auf die weiteren Beziehungen Zimmers zunächst zu Arnim eingehen, empfiehlt es sich, die einzige Quelle, den Briefwechsel zwischen beiden zu rekonstruieren, soweit dies an der Hand der auffindbaren Originale möglich ist. Es sind dies sechs Briefe Arnims an Zimmer (im Besitze der Stadtbibliothek Frankfurt a. M.), sowie sieben Briefe Zimmers an Arnim (im Besitze der Kgl. Bibliothek Berlin).

Der Vorwurf ungenauer, nach keinen Gesichtspunkten geregelter Briefedition, den Walzel unter anderem in der eingangs erwähnten Kritik mit Bezug auf die Briefe an Görres erhebt, erfährt durch die Art der Publikation der Arnimschen Briefe Bestätigung.

Der zweite der sechs Briefe Arnims an Zimmer, die H. W. B. Zimmer wiedergibt, trägt das Datum: Berlin den 25. März 1808. Beim Original jedoch fehlt die Jahreszahl. Der Brief kann auch unmöglich aus diesem Jahre stammen, da Arnim sich zu dieser Zeit nicht in Berlin,

[1]) Bei Steig III S. 50.

sondern in Heidelberg selbst befand. Der Inhalt und ein Vergleich mit dem Briefe Zimmers an Arnim vom 7. April 1809, der die Antwort darstellt, ergeben klar, dass dieser Brief in das Jahr 1809 gehört[1]).

Dieser Brief Zimmers ist deswegen der Beachtung wert, weil er uns ein Bild gibt von dem Eifer, mit dem Zimmer gerade das Verlagsgeschäft betrieb:

„Dass die Buchhändler dennoch gern verlegen, kann ich mit eigenem Beispiel beweisen: ich bringe nicht weniger als dreiundzwanzig Artikel zur Messe, denen ich mit schwerem, bekümmertem Herzen nachsehe. Es ist so verflucht verführerisch, man kann nicht widerstehen, auch wenn man denkt, wenn das auf einmal alles baar Geld wäre, welch reicher Mann wärst du."

An vierter Stelle bringt der Herausgeber einen Brief: Berlin den 29. Juli 1809. Der Vergleich mit dem Original und der Brief Zimmers an Arnim vom 30. Juli ergeben den 19. Juli als richtiges Datum. Die beiden Briefe: „Berlin den 25. Januar 1809" und „Berlin den 28. Juni 1811" sind bei H. W. B. Zimmer nur teilweise wiedergegeben; ersterer findet sich nach dem Original ergänzt im Anhang; von letzterem, bei dem alles, was auf Arnims Vermögensverhältnisse Bezug hat, in der H. W. B. Zimmerschen Wiedergabe weggelassen ist, ist eine der ausgelassenen Stellen, die für die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Autor und Verleger Interesse bietet, auf Seite 39 wiedergegeben.

Die Arnimsche Autographensammlung der Frankfurter Stadtbibliothek enthält ferner noch einen (kaum leserlichen) Brief Arnims: Berlin, den 13. August 1811, also kurz vor seiner Abreise mit Bettina nach Frankfurt geschrieben, der aber ohne Interesse sein dürfte, da er nur wenige begleitende Zeilen zu einer nicht festzustellenden Anzeige für das Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher darstellt; ferner ein undatiertes Schriftstück, scheinbar die Beilage zu einem Briefe, in dem Arnim den Plan entwickelt, vierundzwanzig Liederkompositionen für Gitarre von Louise Reichhardt herauszugeben, ein Plan, der Verwirklichung fand in den

[1]) Vgl. Goedeke VI S. 72 α α.

„Zwölf Liedern zur Gitarre mit Melodien von Louise Reichhardt, herausgegeben von Arnim", Hamburg bei Böhme 1817. Ob diese Zeilen, die die Ueberschrift „Waldliederlein" tragen — so sollte der Titel lauten —, an Zimmer gerichtet waren, lässt sich nicht entscheiden.

Aus den Antworten Zimmers, die sämtliche aus dem Jahre 1809 stammen, lassen sich noch drei Briefe Arnims nachweisen: vom 22. April, 5. Juli und 11. September, die nicht aufzufinden sind.

Soweit die vorhandenen Briefe auf die Einsiedler-Zeitung bzw. Trösteinsamkeit und die Heidelberger Jahrbücher Bezug haben, wird in den betreffenden Kapiteln auf sie zurückzukommen sein.

Von den literarischen Unternehmungen, die in den Briefen geplant und besprochen wurden, dürfte die Herausgabe der dramatischen Werke des Andreas Gryphius die wichtigste sein. 1804, bei seinem Aufenthalt bei Tieck in Ziebingen, äusserte Arnim diese Absicht zum ersten Male (vgl. Steig I, S. 123). Brentano, der grossen Gefallen an diesem Vorhaben Arnims fand, versuchte sich zunächst daran. Als die Frucht dieses Versuches finden wir die Szene aus „Cardenio und Celinde" in Sophie Brentanos „Bunter Reihe". „Dass dir Andreas Gryphius lieb geworden ist," schreibt Brentano an Arnim (2. April 1805), „freut mich, das ist per sympathiam. Ein paar Szenen aus dem trefflichen Cardenio, beinahe unverändert, hat meine Frau bereits in ihre bunte Reihe, die Ostern erscheint, eingerückt und hat, um dich zu zwingen, deine Privataussage einst öffentlich zu halten, in ihrer Vorrede gemeldet, dass du das Ganze bearbeiten würdest."

Im März 1808 kündete Arnim dann auch im Intelligenzblatt VI der Heidelberger Jahrbücher eine Auswahl von Andreas Gryphius' dramatischen Werken an unter dem Titel: „Alte deutsche Bühne, erster Band. Andreas Gryphius' dramatische Werke nach Auswahl." (Vgl. auch Arnim an Brentano vom 10. April 1808 bei Steig I.) Das Werk sollte bei Mohr und Zimmer erscheinen. Es kam jedoch nie zustande, obwohl der Plan in der literarischen Welt warmen Beifall fand und z. B. Jakob Grimm Arnim aufs lebhafteste

dazu ermunterte. (Vgl. Jakob Grimm an Arnim, 6. Mai 1808, bei Steig III S. 11.) Teilweise muss davon bereits ein druckfertiges Manuskript vorgelegen haben, da Arnim an Brentano am 22. Oktober 1808 schreiben kann: „Zimmer ist allzu vertan in einem Geschäft, das eigentlich über seine Kräfte geht. Auch von Gryphius ist noch nichts gedruckt, woran auch die ungewisse Dauer meines Hierseins Schuld ist."

Wir dürfen den Grund auch hierfür wohl in der für den Buchhandel so schlimmen Zeit suchen, die es Zimmer, der an und für sich über kein den Plänen und Möglichkeiten entsprechendes Kapital verfügte, gerade damals unmöglich machte, neue Verlagsartikel zu übernehmen, so dass Arnim seine Novellensammlung „Der Wintergarten" der Realschulbuchhandlung von Reimer in Berlin geben musste. (Vgl. Arnim an Zimmer, 25. März 1809, bei H. W. B. Zimmer.)

Eine Frucht jedoch zeitigten die Vorarbeiten zur Gryphiusausgabe: „Halle und Jerusalem", das (nach Steig I) ursprünglich nur eine zeitgemässe Erneuerung von „Cardenio und Celinde" werden sollte, sich aber zu einer Darstellung eigener Studentenerlebnisse erweiterte.

Auf Brentanos Betreiben, der von diesem Werke einen grossen Erfolg erhoffte, gab es Arnim wiederum Zimmer in den Verlag, ungeachtet der Unbequemlichkeit, die die grosse örtliche Entfernung zumal bei der durch die Kriegszeiten unsicheren Verbindung mit sich brachte. Wie bei der Ankündigung des Anhangs zum Wunderhorn, der die kurze Geschichte des Volksliedes enthalten sollte, hatte Brentano auch hier gehofft, Zimmer damit einen geschäftlichen Erfolg zu verschaffen. In einem Briefe vom 12. Dezember 1809 schildert er ihm das Stück in den blühendsten Farben und drängt ihn zur Uebernahme des Verlags. Dieser Brief, der H. W. B. Zimmer nicht bekannt war, ist von Richter-Welka aus dem Nachlasse seines Urgrossvaters J. C. B. Mohr in der Zeitschrift für Bücherfreunde, neue Folge, erster Jahrgang 2. Band 1910, veröffentlicht. Es heisst darin:

„Er (Arnim) hat, seitdem ich hier bin, ein Trauerspiel in einem Gusse geschrieben, in einer Klarheit, Deutlichkeit und

schnellen lebendigen Folge der Szenen, dass ich versichert bin, die Leser des Rinaldo Rinaldini werden es so gern lesen als die des Götz und Shakespeare. Es ist durchaus in Prosa, und seine fünf Akte zerfallen in zwei Stücke, die ersten drei Akte machen durchaus ein Ganzes, sie umfassen das ganze Studentenleben in Halle und wechseln in ganz einziger Lebendigkeit, zwischen der rührendsten Leidenschaft, Duellen, Ordensgeschichten, Hallorenhochzeiten, Schifferstechen, Maskeraden, Kommersen, ganz herrlichen Judenszenen, durch dies Getümmel geht eine den Helden zertrümmernde Liebe, so schön als die Romeos, auch erscheint hie und da der ewige Jude äusserst herrlich bedeutend, einige Zauberei, Geister und Kirchhofszenen; ich versichere Sie, man wird von Unterhaltung, Lust und Mitleid und Trauer, ohne eine Minute uninteressiert zu sein, durch dieses erste Stück getragen, welches in sich völlig damit geschlossen ist, dass der Held und eine büssende Sünderin, die ihn liebt, nach Jerusalem ziehn.

Der zweite Teil, in zwei Akten, spielt ganz im Orient, er umfasst die tollsten Szenen auf Schiffen, allerlei närr'sche Reisende, moderne Katholiken, herzzerreissende Szenen in der Wüste, Wunder, die Schlacht von St. Jean d'Acre, Lord Sidney Smith, Chateaubriand sind handelnde Personen, dazwischen wieder hochkomische Serailszenen und Nonnengeschichten, das Ganze endet im Tempel zu Jerusalem, worin ein Kampf zwischen Griechen und Armeniern vorkommt. Ich weiss nicht, bei welchem Teil man mit grösserem Vergnügen verweilt, überhaupt, ich kenne keine moderne Arbeit, seit Goethe, worin ein so lebendiger Tummelplatz der Phantasie, ein so hinreissender Wandel und Strom der Begebenheiten, in ganz verständlicher menschlicher gesprochener Sprache, und zugleich eine so schöne, tiefe, poetische Seele erscheint; es gibt noch kein Spektakelstück, welches zugleich so wahr in seiner Sprache, so geistreich in seiner Bedeutung, so rührend in seiner eigentlichen Handlung wäre, es muss jedermann erfreuen und selbst den boshaftesten Gegner unterhalten. Dazu kommt noch eine äusserst lustige kurze und ernsthafte Zueignung an die Juden in

Prosa. Der Titel ist: „Halle und Jerusalem, zwei Trauerspiele für Juden"; ein schön gestochenes Porträt des ewigen Juden, wovon Arnim die ganz neue, nie abgedruckte Platte besitzt, wird es zieren. — Alles was ich Ihnen hier gesagt, werden Sie in noch weit höherem Masse wahr finden, aber warum, lieber Zimmer, mache ich Ihnen eine so weitläufige Beschreibung? Es ist, weil ich wünschte, dass Sie der Verleger würden, indem ich es Ihnen allein gönne, und weil es Sie nicht viel kosten wird, und gewiss grosses Aufsehen machen muss, da es nicht für einen einzelnen Kreis, sondern für die ganze lesende Welt durchaus erfreulich ist, selbst für die, die keine Trauerspiele, sondern nur Romane lesen; zugleich werden die Juden stark danach verlangen, die sehr stark drin ehrvoll und tadelhaft mitspielen, ebenso auch alle Studenten. Gedruckt wie der Wintergarten wird das Ganze höchstens 16 Bogen machen, Arnim gibt Ihnen die Kupferplatte gratis, und das ganze Honorar, was er fordert, beträgt Summa Summarum 12 Carolin also 142 fl. Er gäbe es Ihnen gern ganz unentgeltlich, aber die augenblickliche Lage des hiesigen Landes ist so, dass er nicht allen Erwerb von sich abweisen kann. Ich kann Ihnen nicht anders, als dazu raten, denn Sie werden gewiss Freude damit haben. Aber nun kommt ein Punkt, Arnim fühlt, dass es durchaus hier gedruckt werden muss, erstens seiner Aufsicht wegen, zweitens der Heidelberger Vossclique wegen, die das Ganze schon vor der Erscheinung misshandeln würde, drittens der lächerlichen Heidelberger Zensur wegen, die Gott weiss was drinnen finden könnte; wir wissen nicht was, aber die Wege der Dummheit sind unermesslich, es ist keine Persönlichkeit, keine Roheit drin, bei der Schlacht zu Acre werden die Franzosen nur gerühmt und geehrt. Vielleicht könnten Sie etwas übles finden, dass Juden drin vorkommen und Studenten, doch lassen Sie sich dadurch nicht irre machen; ich denke selbst an das Unwahrscheinliche, um alle Fälle zu denken."

Zimmer übernahm das Werk, das 1811 in seinem Verlag erschien. Der grosse pekuniäre Erfolg aber blieb aus, woran hauptsächlich die Kritik Schreibers im Morgenblatt Schuld

hatte, die sofort mit Erscheinen des Buches ein vernichtendes Urteil aussprach. In einem der folgenden Kapitel wird nochmals darauf zurückzukommen sein.

„Halle und Jerusalem" war das letzte Werk Arnims, das im Verlag von Mohr und Zimmer erschien. Nach ihm brechen die geschäftlichen Beziehungen Arnims, der seit 1810 auch nicht mehr zur Mitarbeit an den Heidelberger Jahrbüchern aufgefordert worden war, zum Verlage ab. Ein Brief Arnims vom 1. März 1812, der letzte, der nachzuweisen ist, bespricht lediglich die Frage der Verlagsübernahme von Savignys „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter".

Ständig in Norddeutschland lebend, gab Arnim schon aus praktischen Gründen seine Manuskripte einem näher liegenden Verlag. Auch konnte Zimmer nicht länger der Feindschaft von Voss und seinen Anhängern standhalten, die jedem Werke, das aus dem Kreise der Romantiker in dem Verlage erschien, mit erneutem Hass, der sich nicht auf den Autor beschränkte, sondern auch auf den Verleger übersprang, solchen Abbruch taten, dass Zimmer dadurch immer grössere pekuniäre Verluste erlitt.

Betrachten wir den Verkehr Arnims mit Zimmer, so zeigt er sich von Anfang an als ein sehr vertrauter, bei dem die geschäftlichen Interessen weit in den Hintergrund traten. Aus dem Wohlgefallen, das sie an ihrem gegenseitigen Verkehr fanden, entwickelte sich bald eine wahre Freundschaft, die sich zumal in der Zeit von Arnims zweitem Heidelberger Aufenthalt noch verdichtete. Arnim wohnte damals bei Zimmer, nahm an seinen Mahlzeiten teil und musste auch hin und wieder die pekuniäre Hilfe des Freundes in Anspruch nehmen. „Jetzt esse ich bei Zimmer und leihe Geld," schreibt er am 25. Januar 1808 an Brentano, und einige Wochen später (18. Februar): „Mein Mittagstisch bei Zimmer ist sehr lustig, lauter unbefangene Leute, die keinen Deut um alles Leid der Welt geben, wenn sie es nicht ändern können"[1]).

Auch späterhin, fern von Heidelberg, gedachte er seines Verlegerfreundes. Oft fasste er den Plan, Zimmer auf der

[1]) Vgl. Arnim an Goethe vom 1. April 1808, bei Schüddekopf-Walzel II, S. 126.

Leipziger Messe zu besuchen; aber immer stellte sich eine neue Abhaltung dazwischen. Erst als Arnim im September 1811 mit seiner Frau nach der Heimat fuhr, kam es zu einem Wiedersehn in Heidelberg. (Vgl. Zimmer an Görres, 23. November 1811, Freundesbriefe S. 256.)

Die Briefe Arnims an Zimmer zeigen einen überaus herzlichen Ton und eine warme Teilnahme für das schwankende Geschick des jungen Verlages. Wiederholt spricht Arnim den Wunsch aus ein beliebter Schriftsteller zu werden, um Zimmer reich schreiben zu können (Brief vom 25. März 1809 und vom 28. Juni 1809). Immer wieder begegnen wir der Versicherung treuer Freundschaft: „Dass mir Worte, zu einem alten Freunde geredet, wahre Erquickung sind" (28. Juni 1811). Als der Briefwechsel karger wurde, suchte er sich durch Reimer ständig über die geschäftliche Lage auf dem laufenden zu erhalten. Zimmer, dessen finanzielle Lage damals (1811) sehr gefährdet war, hatte sich auch einmal mit der Bitte an Arnim gewandt, ihm ein grösseres Darlehen zu geben oder aus dem Kreise seiner Bekannten zu verschaffen. Arnim konnte ihm aber keinen günstigen Bescheid geben, wie die (bei H. W. B. Zimmer weggelassene) Stelle aus dem Briefe vom 28. Juni 1811 zeigt: „Ihnen kurzweg die Unmöglichkeit darzulegen durch mein Vermögen Ihnen nützlich zu werden, wäre leicht gewesen; ich habe mich aber darum von dem Vermögen meiner Frau losgesagt, um das wenige, aber sichere Ihre nicht mit dem mehreren, aber schwankenden Meinen zu vermischen; ich dachte aber, weil ich immer Auseinandersetzungen mit Verwandten entgegensah, wie irgendwo vielleicht ein Glücksstern mir aufgehen möchte, und so wollte ich Ihnen weder die Hoffnung auf meine Beihülfe ganz nehmen, noch Ihnen Hoffnung geben, die ich nicht erfüllen könnte. Und wirklich ist von diesen Auseinandersetzungen, die auf neue Einrichtungen in unserm Staate Beziehung hatten, nichts zustande gekommen, die Preise des Getreides bleiben fortdauernd so schlecht, dass die Pächter entweder zu Grunde gehen oder Nachsicht fordern, genug ich bin, wenn auch nicht mehr in dem Gedränge wie früher, doch fortdauernd noch immer in un-

bequemen Verhältnissen. Ich selbst könnte Ihnen nicht nützlich sein und Bethman[1]), der Ihnen leicht nützlich sein könnte, möchte wohl seit einigen Briefen, die ich ihm über die Verhältnisse seiner Nichte zu Clemens schrieb, wohl schwerlich geneigt sein, meinetwegen Ihren Wunsch zu erfüllen; die Brüder meiner Frau suchen das Sicherste, insbesonders seit sie durch die Napoleonische Besteuerung bedeutend verloren haben, und Savigny hat, was ihm an freiem Kapital blieb, nach Böhmen gewendet. Ich kann keine Mittel ersinnen Ihnen nützlich zu werden und es thut mir leid Ihrem Vertrauen nicht zu entsprechen. Geheim habe ich Ihren Brief vor jedermann in der Welt gehalten, ich wünschte nur, dass einige Heidelberger eben die Rücksicht gegen Sie beobachtet hätten."

Auch der Zimmerschen Familie gedenkt Arnim stets in seinen Briefen und seine besten Wünsche gelten ihrer Zukunft: „Ich wollte es wäre alles Gute in der Welt schon ausgegoren und wir tränken zusammen vom Besten und Ihr Kleiner rückte auch schon sein Glas heran und Ihnen fielen bei der Gesundheit die harten Taler zur Tasche hinaus." (25. Januar 1809.)

CLEMENS BRENTANO

Betrachten wir die Beziehungen Zimmers zu Brentano, so scheinen sie uns herzlicher und inniger als zu Arnim, dem kühleren, stets masshaltenden. Zumal die Briefe Brentanos an seinen Freund und Verleger tragen meist einen herzüberströmenden Ton. Gewiss hatte die Freundschaft Zimmers in den schweren Zeiten von Brentanos seelischem Zusammenbruch, der Sophiens Tod folgte, in denen der Herzensfreund durch Krankheit und Kriegswirren ferngehalten wurde, mehr Gelegenheit sich zu betätigen. Zimmer, der Sophie hochverehrte und Zeuge des kurzen ehelichen Glückes war, war

[1]) Bankier in Frankfurt, der Onkel von Brentanos zweiter Frau, Auguste Hausmann.

so der einzige, demgegenüber Brentano in der Aussprache seinen Schmerz erleichtern konnte.

Die Beziehungen Zimmers zu Brentano haben sich mit denen zu Arnim und den gemeinsamen Arbeiten zum Wunderhorn ergeben. So sind auch die Briefe Brentanos teilweise eine Ergänzung zu Arnims Korrespondenz, die Ausgabe der gemeinsamen Volksliedersammlung betreffend. Nebenher aber entwickeln sie in der Aussprache mit dem Verleger und Freunde noch manche literarischen Pläne, von denen allerdings die meisten nie zur Ausführung reiften.

Bevor wir auf diese Pläne eingehen, empfiehlt es sich, dem eingeschlagenen Wege folgend, auch hier den Briefwechsel soweit als möglich zu ergänzen.

Die Stadtbibliothek Frankfurt a. M. besitzt sieben Briefe Brentanos an Zimmer, die sämtliche bei H. W. B. Zimmer wiedergegeben sind, allerdings in der Art, die wir bei den Arnimschen Briefen bereits feststellen mussten: es sind ganze Abschnitte der Briefe weggelassen, ohne dass irgendwie darauf hingewiesen wäre. Soweit hiervon rein geschäftliche Angelegenheiten betroffen werden, wird der Literarhistoriker dagegen kaum etwas einzuwenden haben. Anders verhält es sich bei dem Briefe: Landshut, den 19. Januar 1809, bei dem die Wiedergabe unter Weglassung eines grösseren Abschnittes, interessant durch Brentanos Urteil über Baggesen[1]), mitten im Satze beginnt. Die Frankfurter Sammlung enthält ferner noch ein Fragment eines Briefes Brentanos an Zimmer mit dem Datum: Landshut, den 3. Januar 1809, der, da er auf Görres' Besprechung des Wunderhorns und die Ausgabe der Volksbücher Bezug nimmt, im Anhang wiedergegeben ist. Wegen der Vollständigkeit sei hier nochmals auf den von Richter-Welka veröffentlichten Brief Brentanos an Zimmer: Berlin, den 12. Dezember 1809, hingewiesen (siehe oben S. 35). Ein Brief Brentanos an Zimmer vom 12. März 1807, der sich aus Zimmers Antwort vom 17. Mai nachweisen lässt, fehlt.

Von den Briefen Zimmers an Brentano scheinen nur die zwei erhalten zu sein, die sich im Besitze der Kgl. Bibliothek

[1]) Vgl. S. 69.

zu Berlin befinden, vom 17. Mai und 2. Dezember 1807. Aus dem bei H. W. B. Zimmer weggelassenen Teile des Briefes Brentanos: Landshut, den 19. Januar 1809, lässt sich ein Brief Zimmers an Brentano feststellen, der, aus den ersten Tagen der Jahres 1809 stammend, inhaltlich mit dem Briefe an Arnim vom 25. Januar 1809[1]) übereinstimmt.

Neben den Plänen zur Einsiedlerzeitung zeigt sich in den Briefen vornehmlich der Gedanke der Ausgabe der alten Volksromane aufgegriffen und ausgebaut. Schon seit dem Jahre 1802[2]) beschäftigte sich Brentano mit dem Gedanken, neben der mittelalterlichen Poesie die mittelalterliche Prosa in zeitgemässer Form der zeitgenössischen Literatur zuzuführen, zumal die spätmittelalterlichen Volksromane zu neuem Leben zu erwecken. Es vergingen jedoch fünf Jahre, bis dieser Gedanke greifbare Formen angenommen hatte. Am 29. November 1807 schreibt Brentano von Kassel aus an Zimmer: „Sollten Sie Lust haben, was Ihnen früher schon ein angenehmer Gedanke schien, unsere besten alten Volksromane, voran gleich die Heymons-Kinder, nach den ältesten, vollständigsten Ausgaben, durch Zuziehung der französischen Originale vervollständigt, zugleich gedrängt ohne verstümmelt, modern ohne neumodisch, herauszugeben, so erbiete ich mich zu der Unternehmung, welche, gehörig unternommen, doch ohne zu grosse Verteurung sicher gehen würde. Goethe, dem ich davon sprach, hatte grosse Freude daran. Ich mache Ihnen vor allem den Vorschlag, weil ich Sie liebe, sollte es Ihnen nicht erwünscht sein, so melden Sie mir es bald."

Es scheint, dass Brentano schon bei seinem ersten Heidelberger Aufenthalt Zimmer für den Plan gewann. Bei Zimmers unbestrittener Neigung zur Romantik konnte es nicht ausbleiben, dass er neben den Volksliedern die Aufmerksamkeit der Romantiker für die Volksbücher teilte. Zumal vom Standpunkte des Verlegers aus erschien es ihm eine nationale Grosstat, die Volksromane wieder zu erwecken und ihnen bei der

[1]) Vgl. S. 77.

[2]) Vgl. Brentano an Arnim vom 6. September 1802, bei Steig I S. 43.

zeitgenössischen Literatur die lang verweigerte Achtung zu erkämpfen. Da Brentano in der Folgezeit nicht mehr darauf zurückkam, bildete sich bei ihm, der den ihm liebgewordenen Gedanken festhielt, die Meinung, Brentano habe den Plan zurückgestellt, falls nicht ganz aufgegeben. Er wandte sich nun an Görres, der den Plan aufgriff und sogleich an die Ausführung heranging. Zimmer schreibt hierüber an Brentano am 2. Dezember 1807: „Die besten deutschen Volksbücher neuzudrucken war mir immer ein angenehmer Gedanke. Ich weiss nicht, wie ich auf den Gedanken gekommen bin, Sie würden auf lange Zeit zu keiner neuen literarischen Unternehmung kommen. Ich teilte Görres meinen Wunsch mit, nicht gerade in der Meinung, er möge die Bücher herausgeben, aber er hat es so aufgenommen und bereits mehrere Schritte getan, auch Auftrag nach Rom gegeben, dass ihm ein Manuskript der Heymons-Kinder in der Vatikan. Bibliothek abgesandt werde. Nachdem ich Ihren Brief erhalten, habe ich Görres Ihre Absicht mitgeteilt. Er wird gewiss jeden Ihrer Vorschläge zur gemeinsamen Herausgabe sich gefallen lassen."

Dieses eifrige Bemühen Zimmers, den Plan der Herausgabe der alten Volksromane zur Verwirklichung zu bringen, war für Görres die erste Anregung zu seiner grossartig geplanten Bibliotheca Vaticana, die, richtig unternommen und planvoll durchgeführt, berufen war, ein nationales Denkmal sondergleichen zu werden.

Die Folge des Zimmerschen Briefes war, dass Brentano zwar von der Herausgabe der „Heymonskinder" abstand, keineswegs aber den ganzen Plan aufgab. Vielmehr nahm er sofort einen anderen alten Volksroman in Bearbeitung: Jörg Wickrams Goldfaden[1]). In einem undatierten Briefe, der an den Anfang des Jahres 1808, und zwar vor den 23. Januar[2]) anzusetzen ist, äussert er sich Zimmer gegenüber: „Ich werde Ihnen wahrscheinlich jetzt nach und nach das Manuskript eines ganz vergessenen alten Volksromans „Der Goldfaden" schicken. Sie können ihn nun munter

[1]) Vgl. Brentano an Arnim von Anfang 1808 Steig I S. 228.

[2]) Vgl. Arnim an Brentano vom 25. Januar 1808, bei Steig I S. 230.

wegdrucken, er ist ganz wunderschön und lieblich und sehr selten; mir ist er einer der liebsten, auch weicht er in seiner Art viel von allen den andern ab. Er ist nicht sehr stark, die Sprache ist sehr schön. Er soll unter doppeltem Titel erscheinen, einmal als erster Band einer „Sammlung deutscher Volksromane nach den ältesten Ausgaben". Gehen Sie auf die Sammlung nicht ein, so schreiben Sie es mir."

Diesen Titel änderte Brentano später um in: „Sammlung der seltensten und schönsten alten Ritter- und Liebesromane, erster Teil, der Goldfaden von Georg Wickram von Kolmar, mit Figuren". Zu dieser Aenderung bewog ihn die Hoffnung, „sowohl den Käufer des Altdeutschen, als auch die Ritterromanenleute und die elegante Welt mit dem Titel allein zum Kaufe zu reizen"[1]) und dem Buche dadurch einen guten Absatz zu verschaffen, eine Konzession an den herrschenden Geschmack mit seiner Vorliebe für die Ritter-, Räuber- und Schauerromane.

Der Goldfaden erschien zu Ostern des Jahres 1809 mit Kupfern von Ludwig Grimms Hand, jedoch ohne die Bezeichnung als erster Band der Sammlung deutscher Volksromane. Es scheint, dass Zimmer zuerst den Erfolg abwarten wollte, ehe er sich weiter in dieses Unternehmen einliess. Und sicherlich war das Unternehmen für die damalige Zeit sehr gewagt. Wohl war 1807 Görres' Schrift über „die teutschen Volksbücher" erschienen, der Weckruf war erklungen, „dass sie sich erheben aus dem dunkeln Staub der Jahrhunderte und wandeln in der Glorie der Auferstehung"[2]), aber noch waren keine Anzeichen da, dass die fast allgemeine Verachtung dieser Literaturgattung gewichen wäre. Wie gross diese Verachtung war, zeigt unter anderm der Brief Jakob Grimms an seinen Bruder Wilhelm vom 2. April 1805[3]).

---

[1]) Vgl. Brieffragment vom 3. Januar 1809, Anhang S. 99.

[2]) Intelligenzblatt 2 der Heidelberger Jahrbücher 1808.

[3]) Briefwechsel aus der Jugendzeit S. 34. Vgl. auch Pfaff, Vorrede zur Trösteinsamkeit S. XV, und Dr. von Ringseis, Jugenderinnerungen, historisch-politische Blätter f. d. kath. Deutschland Bd. 76 S. 9.

Wir können daher die Vorsicht Zimmers, die über die eigene Begeisterung für die Sache den Sieg davontrug, wohl begreifen. Leider haben sich über die Erwägungen Zimmers keine Aufzeichnungen finden lassen.

Wenn Zimmer auch im Drange seiner anderen Unternehmungen in der nächsten Zeit nicht mehr auf den Plan zurückkam, so sorgte doch Brentano dafür, dass die Sammlung nicht in Vergessenheit geriet. In dem Briefe vom 12. Dezember 1809 schreibt er an Zimmer: „Der Goldfaden macht allen Menschen, die ihn lesen, ungemeines Vergnügen" und fährt nach einigen anderen Mitteilungen fort: „Nun noch folgende Fragen, die ich Sie mir recht bald zu beantworten bitte. Wenn Sie am Goldfaden zu keinem Schaden gekommen, würden Sie wohl auf Ostern eine ebenso nützende Geschichte drucken? Wir könnten dann jährlich, solange es ging, ein Bändchen folgen lassen, und das Ganze würde eine Art blauer Bibliothek werden. Sie könnten versichert sein, dass ich Ihnen nie etwas Langweiliges oder Anstössiges geben werde, oder etwas Bekanntes. Sie könnten dann Ostern schon die beiden Bücher als der Sammlung ersten und zweiten Band und auch jedes allein geben. Mit dem Honorar werde ich Sie nie drücken, so lange ich ungefähr mein Brot habe, und sollte ich das nicht mehr haben, so komme ich nach Heidelberg und esse bei Ihnen und schreibe Ihnen dafür ab."

Zimmer aber hatte der geschäftliche Misserfolg, den ihm der Goldfaden einbrachte, gelehrt, dass die Popularisierung dieser Literaturgattung, von der Görres bei der Abfassung seiner Schrift über „die teutschen Volksbücher" geträumt hatte, nicht eintreten wollte. So gab er diesen Plan auf. Eine Neubearbeitung des Volksbuches von den Haymonskindern erschien nicht. Görres hatte diese Neubearbeitung in Angriff genommen; ob er sie vollendete oder, nachdem der Verlag infolge des Misserfolges mit dem „Goldfaden" nicht mehr danach verlangte, abbrach, lässt sich nicht feststellen.

Tatsache ist, dass sich Brentano nach dem Briefe Zimmers vom 2. Dezember 1807 mit Görres wegen der

Herausgabe der Haymonskinder in Verbindung setzte. Das Ergebnis war, dass Görres die Bearbeitung der Haymonskinder beibehielt, jedoch bereit war, das Werk der Sammlung einzureihen und seine weiteren, scheinbar bereits begonnenen Vorarbeiten zu anderen Romanen Brentano zu überlassen. Denn Arnim schreibt an Görres am 26. Oktober 1808: „Clemens erinnert mich wieder an seine Bücher, er nennt sie seinen einzigen Trost. Wenn es möglich, endigen Sie bald Ihre Arbeiten darüber und senden Sie alles an Zimmer"[1]). Für die geplante Einreihung in die Sammlung gibt das bereits erwähnte Brieffragment[2]) den Beweis.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich klar, dass Görres zunächst eine Neuausgabe des Volksbuches plante. Wohl durch die Abschrift des Epos, die ihm Glöckle nach dem Original in der vatikanischen Bibliothek zum Vergleich mit dem Volksbuch sandte, angeregt, ging er an eine Neuausgabe des Epos. Auf diese, die er scheinbar Zimmer zuerst antrug, bezieht sich der Plan Brentanos, den er in seinem Briefe aus Landshut vom Oktober 1808 entwickelt: „Das Beste, was Runge gemacht hat, soll eine herrliche Folge von Blättern zu den Haymonskindern sein. Wenn Görres eine gute, alte Ausgabe besorgte, so wäre diese, damit verbunden, gewiss ein herrlicher Artikel." Ohne Zweifel wäre es für Zimmer ein Leichtes gewesen, von Runge die Blätter in den Verlag zu bekommen, denn die Beziehungen Zimmers zu dem genialen Maler scheinen von der Zeit her, die Zimmer in Hamburg lebte, die freundschaftlichsten gewesen zu sein, wovon auch der bei Heinrich W. B. Zimmer mitgeteilte Brief Zeugnis gibt. Aber Zimmer scheint jede Lust zu einem derartigen Unternehmen verloren zu haben nach der schroffen Ablehnung, die die angefangene Neuausgabe der Volksbücher von seiten des kaufenden Publikums erfahren hatte. Auf die spätere Wiederaufnahme des Planes werden wir in dem Kapitel, das die Beziehungen des Verlegers zu Görres darstellt, zurückkommen.

---

[1]) Freundesbriefe S. 36.

[2]) Anhang S. 99.

Görres setzte sich nach Zimmers Ablehnung mit Runge direkt in Verbindung[1]) und bekam die Bilder zugesagt. Nach einigem Zögern[2]) erklärte sich Perthes zur Verlagsübernahme bereit[3]), doch musste wegen des frühzeitigen Todes Runges[4]) die Ausführung unterbleiben.

Gleichzeitig mit dem Plane, die Neuausgabe der alten Volksromane betreffend, erwog Brentano mit Zimmer noch ein anderes Unternehmen. Er wollte die italienischen Kindermärchen in deutscher Sprache herausgeben. Er schreibt darüber an Arnim: „Ich denke zu Michaelis, wenn's zuschlägt, die italienischen Kindermärchen für deutsche Kinder zu bearbeiten. Mohr will's nehmen, ich will womöglich die kleinen Bilderchen selbst dazu kritzeln." Auch bei diesem Plane dauerte es längere Zeit, bis Brentano der Ausführung näher trat, obwohl der Verlag dem Gedanken scheinbar von Anfang an sympathisch gegenüberstand. Der Brief Brentanos an Zimmer vom 12. Dezember 1809 erwähnt die Kindermärchen zum erstenmal: „Sodann erinnere ich Sie an unsere alte Idee von den Kindermärchen; ich habe seit der Zeit mancherlei dazu gesammelt und würde mit Freuden in Nebenstunden das Ganze recht einfach und tüchtig bearbeiten, nur wünschte ich, dass es zugleich ein recht originelles Bilderbuch mit kräftigen, deutlich illuminierten Bildern für Kinder würde; wie wäre es nun, wenn wir es in kleinen 4^0 druckten und aus jedem Märchen ein kräftiges Bild in deutlichem straffiertem Umriss illuminiert beilegten? Diese Bilder würde ich meist selbst entwerfen und dann von Grimm, der bereits ein trefflicher Arbeiter in München geworden, und von andern Freunden korrigieren lassen, sodann könnte sie Strixner (?) in München in Neudruck bringen und das Ganze würde nicht zu kostspielig. Ich

---

[1]) Görres an Runge vom 16. September 1810, Freundesbriefe S. 119.

[2]) Perthes an Görres vom 31. März 1810, Freundesbriefe S. 96.

[3]) Perthes an Görres vom 17. September 1810, Freundesbriefe S. 121.

[4]) Görres an Daniel Runge vom 7. Juni 1812, Freundesbriefe S. 332.

wünschte, dass das Ganze etwas in die Augen Springendes, Kräftiges und Gesundes bekomme, was bis jetzt allen dergleichen Bildern fehlt. Die Geschichten dürften kaum länger als der Machandelboom werden, die meisten kürzer, doch alle rund und reizend. Dies wäre ein Vorschlag für die Zukunft, das heisst zu welchem ich mit Ihnen einverstanden sein möchte, um besonders mit den Bildern zu Werke zu gehen, die doch einige Zeit fordern. 4° wählte ich, um die Figuren deutlich und lebendig liefern zu können; was die Bedingungen angeht, sind Sie von meiner Seite versichert, dass ich die Kupfer Ihnen so billig als möglich zu verschaffen suchen werde, und mein Honorar soll Ihnen auch keine grauen Haare machen."

Brentano hatte also seinen Plan erweitert. Die ursprüngliche Absicht, die italienischen Kindermärchen herauszugeben, hatte er auf Kindermärchen im allgemeinen ausgedehnt, scheinbar sogar speziell echt deutsche Märchen ins Auge gefasst. Dafür spricht die Tatsache, dass er sich an die Brüder Grimm wandte und sie um die Ueberlassung ihres gesammelten Märchenschatzes bat. Bereitwillig sagten die Brüder ihm zu. „Der Clemens kann die Sammlung von Kindermärchen herzensgern haben," schreibt Jakob an Wilhelm am 16. August 1809. Wieder vergehen zwei Jahre, bis Brentano Zimmer gegenüber auf sie zurückkommt[1]). In dem Briefe vom 6. Juni 1811 bittet er Zimmer, ihm eine Schuld von 89 fl. bis zum Drucke der Kindermärchen zu stunden: „Ich weiss, dass Sie in der ersten Zeit sich mit Drucken sehr in Acht zu nehmen gedenken, und wünsche mehr als jemand, dass diese Ruhe Ihnen gedeihlich werde. Doch muss ich Sie fragen, ob Sie die Kindermärchen, wenn sie fertig werden, drucken wollen. Die Kupfer kann ich Ihnen sehr wohlfeil und ausgezeichnet gut liefern, da ich sie selbst unter Schinkels Direktion unentgeltlich zeichnen werde und sie in einer sehr leichten und wohlfeilen Manier hier von meinem Freunde Wittig könnte radieren lassen." Mit diesen Zeilen verschwindet dieser Gedanke aus Brentanos Briefen. Erst

[1]) Vgl. Brentano an Runge im Juni 1810, bei H. W. B. Zimmer S. 109.

nach vielen Jahren geschieht der Kindermärchen nochmals Erwähnung. Allerdings handelte es sich nun nur um die von Brentano verfassten Märchen. Im Jahre 1840 erbat sie Zimmer für seinen zweiten Sohn, der Buchhändler geworden war; Brentano hatte sie jedoch bereits vergeben[1]). Sie erschienen bekanntlich 1846 und 47, nach seinem letzten Willen zum Besten der Armen. Guido Görres besorgte die Herausgabe[2]).

Dieser Gedanke der Kindermärchen ist noch aus einem besonderen Grunde interessant. Es ist das erste Auftauchen des Wunsches, die eigenen Werke mit eigener Hand zu schmücken; ein Wunsch, der durchaus nicht vereinzelt, zumal im Kreise der Romantik häufig zu finden ist. Die souveräne Verachtung der Ausstattung, die das Wort für sich allein wirken wissen will, lag der bilderreichen Welt der Romantik fern[3]). Dabei handelte es sich bei Brentano nicht darum, eine zweite Kunst dilettantisch zu üben, sondern durch symbolische Darstellung die Phantasie des Lesers in eine gewisse Bahn zu drängen, für die sinnliche Vorstellung einen Anhaltspunkt zu geben. Von diesem Standpunkte aus sind m. E. die Illustrationen Brentanos zu verstehen, die mit einer einzigen bekannten, möglichen Ausnahme in Titelkupfern und Vignetten allegorisch wirken wollen. Zum Unterschied von Pocci, der oft in der Verschmelzung von Wort und Bild ein gesamtes Kunstwerk geben wollte, war es Brentano nur um die Komposition zu tun; die kunstgerechte Ausführung legte er in die Hände des bildenden Künstlers. Franz Deibel hat in der Zeitschrift für Bücherfreunde (10. Jahrgang Bd. I S. 29) Brentanos Verhältnis zur bildenden Kunst dargelegt und dabei ausführlich über die Entstehung der Titelkupfer zum Wunderhorn berichtet. Es erübrigt sich also darauf weiter einzugehen mit Ausnahme eines Punktes. Deibel schreibt: „Der Ende 1805 erschienene erste Band des Wunderhorns enthält nur das kleine Kupfer

[1]) Brief vom 11. März 1840, H. W. B. Zimmer S. 372.

[2]) Vgl. Pfaff Vorrede zur Trösteinsamkeit S. XXV.

[3]) Vgl. Wilhelm Schlegel im Athenäum: „Ueber Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxmans Umrisse."

des reitenden Knaben mit dem Horn, als dessen Radierer in Brentanos Briefen an den Verleger Zimmer ein gewisser Kunz oder Kunze genannt wird.“ Es ist dies insofern unrichtig, als Briefe Brentanos an Zimmer mit Bezug auf den ersten Band des Wunderhorns nicht existieren, da Arnim, der in Heidelberg zurückgeblieben war, es unternommen hatte, den Freund, der zeitweise in Wiesbaden weilte, von den Fortschritten des Buches zu benachrichtigen. In einem dieser Briefe[1]) wird ein Radierer Kunz erwähnt, dem wir dann nochmals in einem (undatierten) Briefe Brentanos an Zimmer aus dem Oktober 1807 begegnen, hier aber natürlich mit Bezug auf den zweiten Band des Wunderhorns.

Wie bereits bemerkt, scheint die Möglichkeit der Annahme vorhanden, dass von Brentanos Hand auch die Komposition zu einer Textillustration herrührt, und zwar zu der visionären, dialogisierten Einleitung zu Görres' deutschen Volksbüchern. Denn darauf darf wohl die Stelle in dem Briefe Zimmers an Brentano vom 17. März 1807 bezogen werden: „Beifolgend auch das Bild zu den Volksbüchern. Es sollte mich sehr freuen, wenn es zu Stande kommt, aber mir scheint, dass es als Beilage zu Görres' Buch am glücklichsten ins Publikum gebracht werden könnte, und dazu wäre doch wohl nötig, dass es etwas kleiner würde. Die Zeichnung übrigens vergessen Sie doch nicht mir wieder zu schicken. Sie haben Sie mir geschenkt und ich möchte sie nicht wieder hergeben.“

Als Beilage zu den deutschen Volksbüchern erschien das Bild nicht, ob es überhaupt vervielfältigt wurde, ist nicht nachzuweisen.

Auch wegen des Romanzenzyklus „Die Entstehung des Rosenkranzes“, den er damals bereits in Angriff genommen hatte, war Brentano mit Zimmer wegen Verlagsübernahme in Verbindung getreten, wie die Briefe vom Oktober 1808 und 19. Januar 1809 zeigen[2]). Doch muss er sich bereits vor diesen Briefen mit Zimmer hierüber verständigt haben, da sie nur kurze Hinweise enthalten.

---

[1]) Bei Steig I S. 146.

[2]) Bei H. W. B. Zimmer S. 187 und 191, vgl. auch Brentano an den Maler Otto Runge vom 21. Januar 1810, bei H. W. B. Zimmer S. 164.

Von den Antworten Zimmers verdient der Brief vom 17. Mai 1807 noch besondere Beachtung, da er uns zeigt, dass Bettina bereits damals sich mit dem Gedanken trug, ihre Aufzeichnungen über Goethe, die dieser später bei der Darstellung seines Lebens benutzte und aus denen heraus später „seinem Denkmal" gewidmet „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" entstand, zu veröffentlichen. Zimmer schreibt: „Auch ich habe den Brief Ihrer Bettina gelesen. Goethe kann sich freuen, dass ein solcher Geist seiner Zeitgenossen ihn darstellen will. Ich freue mich ganz unmenschlich darauf, nicht bloss als Verleger, obgleich auch als solcher, wie Sie wohl denken können. Darum sorgen Sie mir ja dafür."

Zimmer und Brentano verband eine Freundschaft, wie sie zwischen Autor und Verleger wohl selten dasteht in ihrer offenen Herzlichkeit, die sich in den Briefen von seiten Brentanos oft ins Zärtliche steigert. Brentanos weicherer, anschlussbedürftiger Charakter fühlte sich von der starken, geraden Natur seines Verlegerfreundes mächtig angezogen und er gibt dieser Bewunderung für ihn wiederholt freien Ausdruck. „Ich habe eine der schönsten Seelen in ihm kennen gelernt," schreibt er im Juli 1807 an Arnim und gibt in diesen Worten die Erkenntnis der schweren Zeit wieder, die Zimmers teilnehmende Freundschaft nach Sophiens Tod ihm überwinden half. Aus diesem Gefühl heraus schreibt er auch an ihn (12. Dezember 1809): „Ich sehe Reimer und Hitzig dann und wann, beide ein paar grosse Verehrer von Ihnen, aber keiner könnte mir auch nur einen Schein von der Liebe und dem Vertrauen einflössen, das ich für Sie, alter treuer Geliebter, in steter Lebendigkeit fühle." In ähnlicher Verehrung spricht er sich über ihn Goethe gegenüber aus in dem schon erwähnten Briefe vom Februar 1809[1]). Noch nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode bekundet er, dass auch die lange Trennung diese treue Freundschaft nicht vergessen machen konnte. Am 11. März 1840 schreibt er an Zimmer[2]): „Ihr Andenken

[1]) Vgl. Schüddekopf-Walzel II S. 78 f.

[2]) Vgl. H. W. B. Zimmer S. 372.

ist mir immer unbefleckt lieb und teuer. Ein Buchhändler, wie Sie es waren, ist so ehrwürdig, wie eine unschuldige Magd im Wirtshause. Gott lohne Ihnen in Ihren Kindern, er mache alle seine Gnade an Ihnen voll."

Ein Ausfluss dieser tiefwurzelnden Freundschaft ist Brentanos ständiges Bestreben, sich dem Freunde auch geschäftlich nützlich zu erweisen. Neben den eigenen Werken und denen Arnims sucht er ihm durch Vermittlung der persönlichen Bekanntschaft die Werke aller bedeutenden Autoren seines Bekanntenkreises zu gewinnen. Selbst im Banne von Zimmers Wesen, ist er von dem Einfluss von dessen gewinnender Persönlichkeit überzeugt: „Mit Savigny habe ich sehr zu Ihren Gunsten gesprochen und er ist Ihnen bereits sehr geneigt. Ich wünschte, dass Sie, wenn es Ihnen nur anders möglich ist, nicht versäumten ihn in Frankfurt diesen Winter zu besuchen, wo er sich aufhalten wird. Ich glaube, dass Sie durch vertrauliche persönliche Berührung ihn sich gewiss zum Freunde gewinnen werden, und er hat wirklich das Bedürfnis mit einem honetten Buchhändler in Bekanntschaft zu treten, dem er seine Arbeiten gern anvertrauen kann. Ich hoffe, Sie werden meinen Rat nicht versäumen, dass dieser auf Ihrer Persönlichkeit beruht und nicht auf Ihrer Firma, versteht sich von selbst; wenngleich mir Mohr auch ein recht liebes und freundliches Wesen ist, so können Sie doch allein nur Ihrem Verlag einen solchen Gelehrten gewinnen und zugleich dem Verleger einen so ganz trefflichen Menschen zum Freund, der mit den ersten Gelehrten seiner Zeit, ohne dass es bekannt ist, in geheimer, enger, wirksamer Verbindung steht. Ich glaube, dass er Ihnen auch manche andere gute Bekanntschaft verschaffen wird, wenn er Sie erst lieb gewonnen hat, und das wird er gewiss". Ausser mit Savigny und anderen hat Brentano auch die Bekanntschaft zwischen Zimmer und Tieck vermittelt, als dieser im September 1806 nach Heidelberg kam. Er berichtet darüber anfangs Oktober an Arnim[1]): „Ich brachte ihn (Tieck) mit Zimmer zusammen und mäkelte einigen Verlag. Zimmer druckt Ostern das Heldenbuch."

[1]) Bei Steig I S. 192.

Bei Tieck wird sich Gelegenheit bieten nochmals darauf zurückzukommen.

Brentanos Bemühen um den Abgang der Fortsetzung des Wunderhorns, der durch den Streit mit Voss und dessen vernichtende Kritik gefährdet war, wurde bereits erwähnt.

Kurz sei noch der Bemühungen Brentanos gedacht, Zimmer zu einem geschäftlichen Unternehmen nach München und Landshut zu ziehen, wozu er mit Hilfe seines Schwagers Savigny unter Unterstützung Jacobis ihm die Wege zu ebnen hoffte. Zimmer trug sich auch ernstlich mit dem Gedanken sich von Mohr zu trennen und Brentanos Vorschlag anzunehmen. Hierfür bieten Beleg zwei Briefe Savignys an Zimmer vom 14. November 1808 und 28. Januar 1809[1]). Diese beiden Briefe, sowie die beiden Briefe Brentanos an Zimmer in der gleichen Angelegenheit, „Oktober 1808" und „12. November 1808"[2]), bieten ein interessantes Bild von der buchhändlerischen Lage in München und Landshut und dem geistigen Leben an der Ludwig-Maximilians-Universität.

Unzertrennlich vereint mit den Namen Arnim und Brentano und der Geschichte der Heidelberger Romantik ist ein Name — Görres. Bevor wir daher zu der markantesten Erscheinung, die die romantische Gefolgschaft des Verlages gezeitigt hat, der „Zeitung für Einsiedler" übergehen, seien in Kürze die Beziehungen des Verlages zu diesem Manne dargestellt, der neben den beiden Dichterfreunden und ihrem kongenialen Verleger den meisten Anteil an diesem Programmblatte[3]) der jüngeren Romantik hatte.

JOSEPH GÖRRES

Görres war 1806 von Koblenz, wo er als Professor der Naturwissenschaften an der Sekundärschule tätig war, nach Heidelberg gekommen, um an der neu aufblühenden Uni-

[1]) Beide im Besitze der Stadtbibliothek von Frankfurt a. M.

[2]) Bei H. W. B. Zimmer S. 188 f.

[3]) Vgl. Joseph Frhr. von Eichendorff, aus dem literarischen Nachlasse S. 309.

versität eine Professur anzustreben. Unter dem nicht länges zu ertragenden Druck der Fremdherrschaft, die ihn auf dar linke, noch deutsche Rheinufer trieb, hatte er sich von seinem Posten in Koblenz beurlauben lassen und fand sich in Heidelberg mit offenen Armen aufgenommen. Thibaut, der damalige Prorektor, begrüsste in seinem Schreiben vom 24. September 1806 „den so ausgezeichneten Gelehrten" mit Freuden und ermöglichte es ihm, als Dozent an der Universität Vorlesungen zu halten[1]). In den Briefen von Görres an seine Schwiegermutter, Frau von Lasaulx, spiegelt sich die Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes mit ihren Hoffnungen, Plänen und Enttäuschungen und ihrem reichen, vom Scheine der jungen Romantik überfluteten Leben. Am 30. Oktober kam Görres in Heidelberg an, am Vorabend von Sophiens Ableben. Brentano teilte später Arnim diese erste Begegnung mit[2]): „Zuhause war wunderlicher Besuch. Die alte Lasaulx aus Koblenz, die du kennst und Görres mit seiner Frau, derselbe, der mich einmal so wütend ins Auge geschlagen. Er war auf demselben Schiff bis nach Heidelberg gefahren, auf welchem wir einst mit Sophie gefahren. Er war gekommen, Philosophie in Heidelberg zu lesen. Er bat mich herzlich wegen jener Geschichte um Verzeihung, wir liebten uns schnell, Sophie und seine Frau freuten sich herzlich aufeinander. Sophie fühlte Wehen, mit unendlicher Freude und Seelenruhe rief sie mich hinaus."

In wenigen Stunden, die Brentano in marternder Ungewissheit bei Görres zubrachte, hatte Sophiens Schicksal seinen tragischen Abschluss gefunden und Schwarz, Zimmer und Fries trugen den Zusammengebrochenen auf das Schiff zu Görres, an dessen Herz sein erster wilder Schmerz sich ausweinte.

In dem gemeinsamen Bemühen um den Unglücklichen trat Zimmer allmählich Görres und dessen Frau näher und

---

[1]) Vgl. Bartsch, Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg. Anm. 62.

[2]) In einem undatierten Briefe, der erst im Juli 1807 in Arnims Besitz gelangte. Vgl. Steig I S. 216.

bald war er mit Brentano regelmässiger Abendgast in der „Klause". In traulichem Freundeskreise wurden hier literarische Pläne entworfen und besprochen und über neue literarische Erscheinungen Meinungen ausgetauscht. In den schon erwähnten Briefen an seine Schwiegermutter gibt Görres ein liebenswürdiges Bild dieser Abende. Bald war Zimmer zusammen mit Brentano ein eifriger Besucher der Vorlesungen, die Görres mit dem eben beginnenden Wintersemester eröffnete[1]).

Als Arnim mit Anfang des Jahres 1808 wieder nach Heidelberg kam, nahm er gleich Brentanos Platz im Görresschen Kreise ein. Er schreibt darüber am 25. Januar an Brentano[2]) bei der Schilderung seiner Ankunft in Heidelberg: „Du kennst sein Haus besser als ich, seine schönen Kinder, seine Frau, die der einen Finkenstein gleicht. Es war mir recht wohl da. Zimmer nötigte mich, indem er das Manuskript hinbrachte, zum Vorlesen aus dem Wunderhorn."

Mit den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Görres und Zimmer gingen bald auch geschäftliche Hand in Hand. 1806 verlegte Zimmer Görres' Ankündigungen philosophischer und physiologischer Vorlesungen.

Im folgenden Jahre erschienen „Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien- Wetter- und Arzneibüchlein, welche teils innerer Wert, teils Zufall bis auf unsere Zeit Jahrhunderte hindurch erhalten hat". Dieses Buch ist die erste Frucht aus dem Verkehr mit Arnim und Brentano und dem dadurch erweckten Interesse für die altdeutsche Literatur.

Ursprünglich sollte es nur als abgerissener Aufsatz in einem periodischen Blatt[3]) erscheinen, wuchs aber, da Görres nicht bloss eine allgemeine Charakteristik, sondern auch eine Beschreibung und Geschichte der Quellen gab, zu einem

---

[1]) Vgl. Familienbriefe S. 461.

[2]) Vgl. Steig I S. 229.

[3]) Siehe „Die teutschen Volksbücher" S. 307, nach Bartsch vermutlich in den Studien von Creuzer und Daub. Görres hat für dieses Blatt öfters Beiträge geliefert, z. B. 3. Bd. 2. St. „Der Streit der Schule und des Lebens".

Buche heran[1]). Ueber dieses Werk etwas zu sagen, erübrigt sich. Ich muss mich auf einen Hinweis auf die treffliche Darstellung Pfaffs in seiner Einleitung zur Neuausgabe der Trösteinsamkeit (S. XI—XX) beschränken.

Das Werk ist Brentano gewidmet, der den Anstoss dazu gab und aus dessen reicher Privatbibliothek es hervorging.

Es scheint mir interessant, an der Hand der Verlagskorrespondenz näher auf das Urteil einzugehen, das Brentano dem ihm gewidmeten Buche zuteil werden liess, zumal wir dabei auf einen eigenartigen Widerspruch stossen. Während er Arnim gegenüber in dem Briefe vom 17. Juli 1807 sich äussert[2]): „Görres hat ein herrliches Buch über die Volksbücher geschrieben; ich habe ihn hineingeschossen und freue mich, ein Mittel zu so Schönem gewesen zu sein," schreibt er am 29. November an Zimmer[3]): „In Görres' Büchlein steht manches schöne Wort, doch steht auch manches nicht an seinem Ort. Ich weiss nicht, warum es mir keine Freude macht darin zu lesen — es gibt Schriftsteller, welchen es nur gegeben ist, sich selbst und nicht ihren Gegenstand zu verherrlichen. Alles dieses unter uns, so wie mein ganzer Brief." Diese scharfen Worte Brentanos stehen jedoch nicht vereinzelt da; vielmehr zeigen noch andere Aeusserungen Brentanos, dass er der publizistischen Art von Görres sehr skeptisch gegenüberstand, wobei seine Skepsis oft einen fast geringschätzigen Ton annimmt, wie z. B. über Görres' Rezension des Wunderhorns[4]).

Ihr gemeinsames Werk: „Des Uhrmacher Bogs wunderbare Geschichte" scheint sich zwar zu den Ansichten Brentanos in Gegensatz zu stellen, doch müssen wir es nur als ein Produkt des Zufalls und der Laune betrachten.

Uebrigens versucht Zimmer in seinem Briefe an Brentano vom 2. Dezember 1807 diesen von seiner vorgefassten Meinung gegen Görres abzubringen, den er einen einfachen vertrauenswürdigen Menschen nennt.

---

[1]) Vgl. auch Familienbriefe S. 493 und 498.
[2]) Vgl. Steig I S. 218.
[3]) Vgl. H. W. B. Zimmer S. 179f.
[4]) Vgl. das Brieffragment im Anhang S. 99.

Im folgenden Jahre erschienen Görres' Schriftproben von Peter Hammer im Mohr- und Zimmerschen Verlag.

Ueber diese Werke, die während des Heidelberger Aufenthaltes entstanden sind, finden sich natürlich in den Verlagspapieren keine Anhaltspunkte für ihre Entstehung. Anders verhält es sich bei Görres' nächstem Werke, das im Heidelberger Verlag erschien: Die Mythengeschichten der asiatischen Welt, 2 Bände mit Vignetten und einer Karte, Heidelberg 1810. Ist das Werk auch grösstenteils eine Frucht von Görres' Heidelberger Jahren, so geben die zahlreichen Briefe, die mit den Korrektur- und Aushängebogen zwischen Heidelberg und Koblenz hin und her wanderten, doch manchen Einblick in seine Entstehungsgeschichte. Aber auch als Dokumente der Freundschaft zwischen Autor und Verleger interessieren sie. Wie aus den Briefen Arnims und Brentanos, spricht auch aus ihnen eine warme Freundschaft, die Autor und Verleger verband.

Das Herrlichste in den Briefen sind jedoch unstreitig jene Stellen, die sich mit dem Familienleben beschäftigen, sowohl dem eigenen als dem Zimmers, und die zeigen, welch tiefes Glück trotz Sorgen und oft getäuschten Hoffnungen Görres in der Ehe und der Liebe zu seinen Kindern fand.

Walzel hat in seiner Kritik des H. W. B. Zimmerschen Buches speziell die Görresbriefe herausgegriffen, da sich bei ihnen an der Hand der beiden Briefe Zimmers an Görres, die in den Freundesbriefen abgedruckt sind, die ungenaue und mangelhafte Edition auch ohne Einsicht der Originale nachweisen lässt.

Ein Vergleich mit den Originalen der Frankfurter Stadtbibliothek, die fünfzehn Briefe Görres' an Zimmer enthält, hatte folgendes Resultat. Der Brief Görres' vom 7. November 1808, den Zimmer in seiner Antwort erwähnt[1]), fehlt. Die Antwort auf diesen Brief gibt der bei H. W. B. Zimmer nicht wiedergegebene Brief vom 2. Februar 1809, der ebenso wie die darauffolgenden Briefe vom 26. Oktober und 20. Dezember im Anhange wiedergegeben ist, da sie zuviel des Interessanten über die Entstehung der Mythen-

[1]) Freundesbriefe S. 44.

geschichte und die grossen Hoffnungen, die Görres auf dieses Buch setzte, bringen, als dass sie übergangen werden dürften.

Das in dem Briefe vom 20. Dezember erwähnte offene Blatt ist unzweifelhaft das im Anhange wiedergegebene. Es ist deswegen von besonderem Interesse, weil es zeigt, dass Görres zuerst die Absicht hatte, in Kürze auch die europäischen Mythen in seine Geschichte miteinzubeziehen. Er erwähnt darin auch, dass er von Moser aus Leyden einen Beitrag zur Mythengeschichte erwartet. Hierüber gibt der Brief[1]) Mosers an Görres vom 14. Dezember 1809 Aufschluss. Nach dem Briefe vom 20. Dezember ist ein Brief der Sammlung einzureihen, der das Datum 24. Dezember trägt. Der Inhalt und der folgende Brief vom 27. Dezember 1809 bestätigen die angesetzte Jahreszahl. Beide Briefe beschäftigen sich in der Hauptsache mit technischen Fragen zum Drucke der Mythengeschichte. Der nächste vorhandene Brief vom 4. April ist im Anhang wiedergegeben. Die darin verlangte Teilung des Werkes in zwei Bände wurde nur formell durchgeführt. Da beide Bände auf Zimmers ausdrücklichen Wunsch gleichzeitig erscheinen mussten, wurden sie in einem Buche vereinigt[2]).

Es folgt ein Brief vom 28. April 1810, in dem Görres pekuniäre Fragen behandelt und die Sprache auf die Heidelberger Jahrbücher und seine Wunderhorn-Rezension bringt. Aus dem Jahre 1811 stammen zwei Briefe: vom 26. Juli, der bei H. W. B. Zimmer unter Weglassung des rein geschäftlichen Teiles wiedergegeben ist, und vom 11. November, bei H. W. B. Zimmer fälschlich mit dem Datum des 11. Mai 1812 abgedruckt. Dass dieser Brief vom 11. November 1811 stammt, weist Walzel aus der Antwort[3]) Zimmers vom 23. November 1811 nach. Ein Vergleich mit dem Original ergibt, dass die Jahreszahl 1812 von späterer Hand herrührt, während November, abgekürzt in Nov. in Görres' Schrift nur zu leicht als „May" gelesen werden kann.

[1]) Freundesbriefe S. 60.

[2]) Vgl. Creuzer an Görres vom 26. April 1809, Freundesbriefe S. 50.

[3]) Freundesbriefe S. 76.

Diese kaum leserliche Schrift trägt auch die Hauptschuld an der verspäteten und fehlerhaften Ausgabe der Mythengeschichte. Zimmer klagt Arnim gegenüber in dem Briefe vom 30. Juli 1809: „Görres' Buch hat ein unglückliches Schicksal. Er hat jetzt erst den 6. Bogen zur Korrektur. Den 5. hat er dreimal gehabt. Er und ich und Setzer und Drucker werden noch toll darüber werden. Engelmann hat wohl die meiste Schuld; aber bei dem entsetzlichen Manuskript ist es ihm nur halb zu verdenken, dass er nicht eifriger ist."

Der bei H. W. B. Zimmer abgedruckte Brief vom 8. Juni 1812 hat als richtiges Datum den 8. Januar und stellt die Antwort auf den Brief Zimmers vom 23. November 1811 dar. Der liebenswürdige Anfang des Briefes ist in der Wiedergabe ohne ersichtlichen Grund fast ganz weggelassen. Er lautet: „Meinen Neujahrswunsch zuvor, lieber Zimmer, und dann meinen Glückwunsch zum neuen Ankömmling, von dem Sie mir neulich geschrieben. Fahren Sie nur so fort auf diese Weise mit Selbstverlag sich abzugeben. Sie können jede Messe bequem ein solches Duodezbändchen liefern, das Ihnen dann unter der Hand auf dem Lager zu einem Folianten anwächst. Sie dürfen dann kein Honorar bezahlen und haben sich auch mit Engelmann nicht wegen der Druckereikosten zu berechnen. Wenn dann einmal Ihre opera omnia fertig sind und Sie Ihr Jubiläum halten, dann komme ich herauf und einer führt den andern an der Krücke, die besagten Folianten aber stehen da in Saffian mit goldenem Schnitt und Sie (und) ich einen sich ordentlich eins anzufassen." Der Schluss des Briefes gehört dem gleichen Datum an und nicht dem Juni 1812, wie Walzel als möglich annimmt. Es handelt sich tatsächlich um das erste Auftauchen des Planes betreffend die Herausgabe einer Bibliotheca Vaticana altdeutscher Dichtungen. Die fertige Ankündigung dieser Herausgabe erhält jedoch Zimmer erst mit dem (unveröffentlichten) Briefe vom 11. Juni, so dass in dem Umstand kein Widerspruch erblickt werden kann, dass Görres diesen Plan den Brüdern Grimm gegenüber erst in seinem Briefe[1]) vom 2. Juni 1812 erwähnt.

[1]) Freundesbriefe S. 235 f.

Zwischen den beiden Briefen vom 8. Januar und 11. Juni 1812 steht noch ein Brief vom 23. April, der bei H. W. B. Zimmer stark verkürzt wiedergegeben ist. Er bietet ein interessantes Bild von den für Görres' beginnenden Zensurschwierigkeiten.

Der in dem Briefe vom 8. Januar 1812 zum ersten Male aufgeworfene Gedanke, die altdeutschen Gedichte, deren Handschriften seit der Schenkung des Kurfürsten Maximilian von Bayern an den Papst Gregor XV. im Vatikan schlummerten, unter dem Namen einer Bibliotheca Vaticana herauszugeben, war Görres' grösster literarischer Plan. Ferdinand Glöckle, der als Secretaire des langues du nord an der Vatikanischen Bibliothek angestellt war, hatte Görres die Abschriften besorgt.

Ungeachtet der trüben Erfahrungen, die Zimmer bei dem Versuche, den Volksbüchern neue Freunde unter der lebenden Generation zu gewinnen, gemacht hatte, ging er sofort auf den Plan ein. Neben seiner Vorliebe für das deutsche Altertum, bewog ihn in diesem Falle der grosse nationale Gedanke, der ihm der Kern der Sache war. Der Gedanke der geschäftlichen Spekulation trat vollständig in den Hintergrund. Von dem Ausfall der Subskription sollte der Umfang der Bibliothek abhängig sein. Verleger und Herausgeber waren fest davon überzeugt, dass dieser Gedanke im deutschen Volke zünden würde.

Aus dem Plane, der Görres bereits Ende des Jahres 1811 beschäftigte, das Gedicht von Lohengrin herauszugeben[1]), hatte sich dieser grosse Gedanke entwickelt. Mit dem Lohengrin sollte daher die Bibliothek eröffnet werden, dem als nächstes die Haymonskinder folgen sollten[2]).

Es dauerte noch einige Zeit, bis der Plan der Bibliothek ausgereift war. Der erste Subskriptionsaufruf erschien in dem den Heidelberger Jahrbüchern beigegebenen Bericht von neuen Büchern und Kunstsachen Nr. 5, S. 119—122,

[1]) Vgl. Jakob und Wilhelm Grimm an Görres vom 8. Dezember 1811, Freundesbriefe S. 260.

[2]) Vgl. Görres an die Brüder Grimm vom 23. Januar 1812, Freundesbriefe S. 283.

nicht wie Walzel mitteilt, im Intelligenzblatt Nr. 19, wie es auch in der Fussnote in den Freundesbriefen S. 326 heisst. Ein weiterer Aufruf folgte im Anzeiger Nr. 19 (vom 8. Oktober 1812) zu Iduna und Hermode, der von Gräter herausgegebenen Altertumszeitung. Diesem Aufruf geht eine „Aufforderung an edle Deutsche" von Gräter voraus. Die sich anschliessende buchhändlerische Ankündigung des Verlages weist auf den grossen nationalen Gedanken hin, der diesem Unternehmen zugrunde liegt, und verspricht den Umfang der Bibliothek von dem Ergebnis der Subskription abhängig zu machen. Ueber die geplante Anlage der Bibliothek gibt Pfaff in seiner Einleitung zur Neuausgabe der Trösteinsamkeit (S. XVII ff.) ausführlichen Aufschluss.

Die Anteilnahme, die Görres und Zimmer bei allen Ständen, zumal auch bei den deutschen Höfen zu finden hofften, blieb aus und so kam die Bibliotheca Vaticana nicht zustande. 1813 erschien der Lohengrin, „ein altdeutsches Gedicht nach der Abschrift des Vatikanischen Manuskriptes von Ferdinand Gloekle, herausgegeben von J. Görres". Damit schlummern die Beziehungen des Verlages zu Görres ein und werden, zumal Zimmer, auf dessen persönlicher Bekanntschaft mit Görres sie beruhten, zwei Jahre später aus dem Verlag ausschied, nicht mehr neu erweckt.

ZEITUNG FÜR EINSIEDLER, TRÖSTEINSAMKEIT

1883 erschien der Neudruck der Trösteinsamkeit, von Pfaff herausgegeben und mit einer umfassenden Einleitung versehen. Diese Einleitung stellt sicher das Beste dar, was über die Heidelberger Romantik und ihre Kämpfe mit Voss und dessen Anhängern geschrieben wurde. An der Hand eines ungemein reichen Materials, von dem nur Görres' Nachruf an seinen Freund Arnim[1]) und seine Gedächtnisschrift auf J. H. Voss[2]) erwähnt werden sollen, führt er uns ein in den Kampf zwischen der überfreien Romantik und

[1]) Menzels Literaturblatt 1831 Nr. 27—30.

[2]) J. H. Voss und seine Todesfeier in Heidelberg, zuerst erschienen im „Katholik", 6. Jahrgang Bd. 21, 1826 S. 208—239.

dem pedantischen, an der Form klebenden Klassizismus und zeigt uns alle die Widerwärtigkeiten, denen die Herausgeber vom Erscheinen der Zeitung bis zu ihrem frühen Ende in der Polemik mit dem dem Vossischen Anhange dienstbaren Morgenblatt ausgesetzt waren.

Ich sage ausdrücklich „vom Erscheinen an", denn das Zustandekommen der Zeitung stellt Pfaff ausserhalb des Kreises seiner Betrachtungen. Für die vorliegende Arbeit aber, die es versucht, an der Hand der Korrespondenz der Autoren mit dem Verlag Einblick zu eröffnen in das Werden ihrer Werke, wird gerade die Entstehungsgeschichte der Zeitung das meiste Interesse bieten. Da sich das Material zu dieser Darstellung lediglich auf Briefwechsel stützt, die teilweise bereits veröffentlicht sind, wird es sich im Interesse des Ueberblicks nicht vermeiden lassen, bereits Gesagtes zu wiederholen.

In den Briefen der beiden Dichterfreunde Arnim und Brentano finden wir schon früh den Gedanken an die Herausgabe einer Zeitung ausgesprochen. Und zwar ist es Brentano, der sich in seinem Briefe vom 2. April 1805 folgendermassen[1]) äusserst: „Einer meiner lebendigsten und liebsten literarischen Plane ist eine fortlaufende Zeitschrift für deutsche Volkssage. In einem Zirkular werden Prediger und andere taugliche Männer bestimmter Distrikte zur Einsendung von Sagen an ein Hauptbureau aufgefordert. Durch Hessen, Schwaben und den Rhein habe ich und andere Bekannte genug, die sich wie einzelne Wurzelzweige wieder zerzasern können, die Sage einzusaugen; im Norden musst Du anspinnen. Alles Eingesandte wird geordnet, der Stiel und Stil werden weggeworfen und die Sache so kurz gesagt, als die Artikel eines Wörterbuches. So oft eine gehörige Anzahl da ist, wird ein Band wohlfeil gedruckt."

Aus diesem Plane, eine Zeitschrift für Volkssage zu gründen, ging bei Brentano unmittelbar ein anderer hervor, die Ausgabe der Volksmärchen betreffend, den er, wenigstens in bezug auf die italienischen Märchen, bereits kurze Zeit später dem Verlage gegenüber erwähnte.

[1]) Bei Steig I S. 139.

Den Zeitungsgedanken behielt er ungeachtet seiner andern literarischen Pläne auch in der Folgezeit bei, denn dem Hange zum Fragmentarischen, der von allen Romantikern zumal Brentano eigen war, kam der Zeitungsgedanke am weitesten entgegen, zumal in der Fassung, zu der sich der Gedanke bei ihm allmählich entwickelt hatte.

Während in der — sozusagen — ersten Fassung mit dem Sammeln der Volkssagen immerhin etwas Einheitliches, Abgeschlossenes angestrebt wurde, änderte sich bei Brentano in der Folgezeit das Bild der Zeitung vollkommen. Dies zeigt sein Brief an Zimmer vom 29. November 1807[1]): „Ein zweiter Vorschlag, den ich mir in seiner Ausführung besonders reizend denken kann, wäre eine Zeitung in der Art des Morgenblattes, aber ganz als sei sie aus der Zeit des Mittelalters oder vielmehr einer imaginären literarischen Zeit. Sie würde lauter reizende und kuriose Bruchstücke und ganz kleine Geschichten, Sagen, Begebenheiten, Sprüche, Lieder, seltsame Reisegeschichten, Züge aus alten Biographien und lauter homogene Dinge enthalten, die man in Bücher nicht bringen kann und welche doch am Ende durch ein gutes Register die Zeitung zu einem einzigen herrlichen Buch, voller Kleinodien unserer alten poetischen und historischen Kunst machten, dann und wann einen trefflichen Holzschnitt oder ein altes Gebäude im Umriss und dergleichen. Nicht Modernes, nichts Gelehrtes, nichts Getändeltes, nichts Bekanntes, nichts Langweiliges — eine schöne, reizende Kunstkammer, welche sich selbst erklärt und in welcher sowohl Alt als Jung sich gern begeistern. Goethe gefiel auch dieser Plan sehr wohl. Sagen Sie Ihre Meinung bald!“

Es wird kaum verwundern, dass Zimmer an dem Gedanken Gefallen fand. Aber er war als Buchhändler mit dem Geschmack des Publikums zu sehr vertraut, als dass er nicht erkannt hätte, dass das phantastisch Gekünstelte des Planes, die Zeitung ganz ausser die Gegenwart zu stellen, auf das lesende Publikum zu rasch ermüdend wirken musste.

Er bringt dies in seiner Antwort vom 2. Dezember 1807 zum Ausdruck: „Der eine (Plan) die Zeitung aus dem

[1]) Bei H. W. B. Zimmer S. 178.

Mittelalter betreffend, scheint mir fast unausführbar, sowohl von Seiten der Herausgeber als des Publikums. Ich kann mir wenigstens durchaus nicht denken, dass sich auch nur hundert Teilnehmer für ein solches Unternehmen finden würden und auch dass die Mitarbeiter nicht bald ermüden sollten. Ja, einzelnes Köstliches der Art in ein allgemeines Blatt würde wohl tun; oder vielleicht vereinigten Sie sich kräftig mit mehreren zu einem Journal, das sich hauptsächlich auf Poesie und Historie des Mittelalters einliesse und nicht gerade periodisch erschiene. Das wäre sehr schön und würde, glaube ich, reüssieren."

Arnim hielt sich bei der Gestaltung der Zeitung ziemlich an den Entwurf Zimmers: einzelnes Köstliche der Art in einem allgemeinen Blatt. Er schreibt zwar kurz vor seiner Ankunft in Heidelberg am 12. Januar 1808 von Frankfurt aus an Brentano: „Vielleicht gebe ich meine opera omnia in Heidelberg als Zeitung heraus und was im vorigen Jahr von mir unter dem Titel des Preussen[1]) angekündigt war, das kommt jetzt unter meinem eigenen Namen heraus." Doch verschwand dieser Plan bald, um einem andern Platz zu machen, der ein kritisches Blatt, scheinbar mit der Spitze gegen den pedantischen Klassizismus beabsichtigte. „Kommt meine Zeitung „Lügen" heraus," schreibt er am 25. Januar 1808 an Brentano[2]), „so wird es ganz auf ihn (Voss) gedeutet; ich habe es schon Görres vordemonstriert." Doch scheint er sich bald zu der von Zimmer entworfenen Form bekehrt zu haben. Aber was er mit dem Preussen wollte, das galt auch für die entstehende Einsiedler-Zeitung, „die erstarrte Gegenwart wieder einigermassen zu erwärmen und zu beleben", wozu ihm das Wesen der alten Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebt, am geeignetsten schien.

Noch im Januar 1808 erliess Arnim die Ankündigung[3]), von der Brentano Zimmer gegenüber die Befürchtung ausspricht, dass sie, zu witzig, der Aufnahme der Zeitung schaden

[1]) Vgl. Steig I S. 191 und 192.
[2]) Vgl. Steig I S. 230.
[3]) Im Intelligenzblatt Nr. IV der Heidelberger Jahrbücher 1808.

könnte. Brentano ist überhaupt in Fragen der Zeitung nicht immer der Meinung Arnims. Ueberzeugt von dem, was Zimmer in dem schon erwähnten Briefe vom 2. Dezember 1807 über den Charakter der Zeitung schreibt, ist auch er der Ansicht, dass, nachdem die Zeitung zweimal wöchentlich angekündigt ist, sie etwas allgemeiner und leichter gehalten werden muss, falls sie für eine längere Dauer geplant sei. Er schreibt darüber an Arnim[1]): „Es ist mir immer, als könnte aus Deiner Zeitung, wenn es recht ernstlich angegriffen und mehr auf das Allgemeine als auf das bloss Unsere bezogen würde, etwas treffliches werden; vielleicht aber willst Du selbst das Wesen nur ein paar Monate dauern lassen, dann wäre es etwas anderes."

Die Zeitung war jedoch von Anfang an nicht nur für ein paar Monate geplant, wie die Korrespondenz des Verlages beweist[2]). Dies geht aber auch aus dem Motiv ihrer Gründung hervor. Denn nicht „leere Sonderbarkeit und parteiische Begrenztheit"[3]) noch buchhändlerische Spekulation riefen diese Zeitung ins Leben, sondern reine Vaterlandsliebe bei Herausgeber und Verleger. Görres hat dieses Motiv in schwungvollen Worten dargestellt in dem Nachrufe, den er Arnim in Menzels Literaturblatt[4]) widmete.

Es erübrigt sich im folgenden auf den literarischen Streit einzugehen, der sich schon bei der Ankündigung der Zeitung mit dem Morgenblatt, das in dieser Materie von J. H. Voss und Reinbeck bedient wurde, entspann und später durch die Einmischung von Alois Schreiber (comoedia divina?)[5]) und Bagessen vergrösserte. Ein Hinweis auf die ausführliche Darstellung Pfaffs genügt.

Nur ein Punkt aus der Einleitung Pfaffs muss hier herausgegriffen werden, dem durch die Korrespondenz des Verlags das Hypothetische genommen wird. Pfaff schreibt Seite L: „Wie es kam, dass diese Bruchstücke der Rother-Ueber-

---

[1]) 15. März 1808 bei Steig I S. 205.
[2]) Vgl. Aprilheft, Ankündigung, Trösteinsamkeit S. 15.
[3]) Arnim an Tieck, Holtei I 13.
[4]) 1831 Nr. 27 bis 30.
[5]) Vgl. Pfaff, Vorrede zur Trösteinsamkeit S. LXVI.

setzung (von Tieck) in der Zeitung für Einsiedler ihre Stelle fanden, verdient erwähnt zu werden. Ein Brief Arnims an Tieck, datiert vom 31. März 1808 (Holtei I, S. 13), gibt darüber Aufklärung: «Ich überschicke Ihnen, geehrter Freund,» schreibt Arnim, «die ersten Bogen meiner Zeitung; auf Zimmers Verantwortung habe ich ein Stück aus dem König Rother genommen, das mir gar wohl gefiel[1]), er hat es auch übernommen den schuldigen Ehrensold dafür zu entrichten.» Es will demnach scheinen — fährt Pfaff fort — als ob Tieck eine vollständige Uebersetzung des Rother gefertigt und beabsichtigt habe, sie bei Mohr und Zimmer erscheinen zu lassen, so dass Zimmer schon im Besitze des Manuskriptes war."

Diese Annahme erweist sich durch die Korrespondenz des Verlages in der Tat als richtig. Bekanntlich plante Tieck eine Herausgabe des Heldenbuches, die er Zimmer in den Verlag geben wollte[2]). Bei dieser Herausgabe dachte Tieck nicht nur an das Original des Heldenbuches, wie es in den Drucken vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorlag, sondern er wollte unter diesem Titel neben dem wirklichen Heldenbuch auch Verwandtes bringen. Dies zeigt Arnims prosaische Einleitung zu dem Fragment in Nummer 3 der Zeitung, in der es heisst: „wir hoffen, recht bald die Ausgabe des Ganzen (König Rother) und mancher anderer Bearbeitungen ungedruckter Heldengedichte aus dem Kreise des Heldenbuches und die Ausgabe des Heldenbuches selbst von der Meisterhand unseres verehrten Freundes Tieck anzeigen zu können." Der Titel „Heldenbuch" entsprach also nicht ganz dem Inhalte des geplanten Werkes. Deshalb erklärte sich Tieck in dem Briefe an Zimmer vom 11. Oktober 1807 (die Stelle ist in der H. W. B. Zimmerschen Wiedergabe ausgelassen) auch bereit, den Titel zu ändern, falls Zimmer einen passenderen und ver-

---

[1]) Anderer Meinung ist Brentano, der die Tiecksche Rother-Uebersetzung in seinem Briefe an Arnim (8. April 1808, Steig I S. 251) „eine schlechte, fatale Künstelei" nennt, die der guten Sache schadet.

[2]) Vgl. Brentano an Arnim vom Anfang Oktober 1806, bei Steig I S. 192.

lockenderen wüsste. Mit der Bearbeitung eines ungedruckten Heldengedichtes, des König Rother, begann er das Werk, und tatsächlich hat Zimmer im Oktober 1807 Manuskript erhalten.

Er schreibt darüber an Arnim: „Von Tieck habe ich zweimal Briefe und vor etwa vier Wochen den Anfang des Manuskriptes zum Heldenbuch erhalten. Er schreibt mir zwar, ich sollte mit dem Drucke anfangen und nie Mangel haben; aber ich will's anstehen lassen bis mehr kommt." Diese Vorsicht Zimmers ist wohl auf den Brief[1]) Brentanos vom 29. November 1807 zurückzuführen.

Eine weitere Bestätigung ist der Brief Tiecks an Zimmer, datiert: Ziebingen, den 11. Oktober 1807, der bei H. W. B. Zimmer (S. 263) wiedergegeben[2]) ist, allerdings unter Weglassung eines grossen Abschnittes, der sich ausführlich mit den technischen Einrichtungen des Heldenbuches befasst. Tieck verargte es übrigens Zimmer keineswegs, dass er, ohne vorher seine Genehmigung einzuholen, das Manuskript zum König Rother (teilweise) in der Einsiedlerzeitung abdruckte, wie aus dem bei H. W. B. Zimmer nicht veröffentlichten Briefe vom 8. Mai 1808[3]) hervorgeht. Dieser Brief bestätigt auch Pfaffs Annahme (S. LI), dass das in der Zeitung für Einsiedler abgedruckte Fragment nicht den ganzen übersetzten Teil aus dem König Rother darstellt, obwohl Tieck nur den in der Zeitung für Einsiedler erschienenen mit der Bezeichnung Fragment in die Ausgabe seiner Schriften (Bd. 13 S. 171) aufnahm.

Schon nach kurzer Zeit des Bestehens zeigte es sich, dass die Zeitung nicht die erhoffte Aufnahme fand. Zwar liessen ihr viele Wortführer der Literatur ungeteiltes Lob zuteil werden. So schreibt Wilhelm Grimm an Arnim[4]): „Ich habe recht viele Freude an dem Einsiedler gehabt und ich denke, es muss jedem wohl tun, einmal ein geist-

---

[1]) Bei H. W. B. Zimmer S. 177f.

[2]) In der beigegebenen Fussnote sind die Worte: „. . . für Arnims Einsiedlerzeitung" natürlich unsinnig.

[3]) Anhang S. 110.

[4]) 18. April 1808 bei Steig III S. 7.

reiches Blatt zu finden, das von den gewöhnlichen auch in der Form gänzlich abweicht. Und weil wir, wie schlimm auch die Zeiten sein mögen, immer hoffen dürfen, dass ein gutes Wort eine gute Stätte findet, so wird es auch nicht an einem Publikum fehlen, das Interesse und Freude daran nimmt." Diese Hoffnung aber schlug fehl. Wohl hatten sich der Redaktion viele mit klingendem Namen zur Mitarbeiterschaft angetragen, unter andern auch Friedrich Schlegel[1]); vielfach fand die Zeitung eine geradezu begeisterte Aufnahme, es sei nur an den Kreis Studenten in Landshut[2]) erinnert, die sie, nachdem sie ihr Erscheinen eingestellt hatte, fortsetzen wollten[3]). Der Leserkreis aber blieb auf ein kleines Häufchen von Enthusiasten beschränkt, so dass es Zimmer nicht möglich war, bei der geringen Zahl der Abonnenten die Zeitung fortzusetzen. Bereits Ende Mai 1808 schreibt Arnim an Tieck[4]), dass es ungewiss sei, wie lange er die Zeitung fortsetze, das hänge vom Absatz der Messe ab. Auch das Morgenblatt scheint von dem bevorstehenden Ende Kenntnis erhalten zu haben und äussert sich darüber (Nr. 125): „Der gute fromme Einsiedler scheint sich aus diesem Jammertal, dieser bösen, verderbten Welt ja mehr und mehr zurückziehen zu wollen." Die Zeitung erschien bis Ende Juni regelmässig. Ende Juli folgten noch zwei Nummern. Ihrem Erlöschen widmete das Morgenblatt die bekannte „Todesanzeige" in Sonettform:

Ach unser Schmerz stöhnt in gewohnten Weisen,
Die Siedlerzeitung hat der Tod genommen.
Schon zwanzig Freier waren angekommen;
Umsonst, sie musste in den Rasen beissen.

Wenn die Zeitung wohl auch mehr als zwanzig Abonnenten gehabt hat, so bleibt doch die Frage, wie es mög-

[1]) Vgl. Friedrich Schlegel an Arnim, Dresden den 8. Juni 1808, mitgeteilt von Walzel in der Zeitschr. f. Ö. G.

[2]) Vgl. Zehn Landshuter Studenten an Görres, Feundesbriefe, und Dr. von Ringseis, Jugenderinnerungen, historisch-politische Blätter f. d. kath. Deutschland, Bd. 75 S. 745, 838.

[3]) Vgl. Arnim an Zimmer, Berlin den 25. Januar 1809 (bei H. W. B. Zimmer S. 150).

[4]) Holtei I S 15.

lich war, dass ein solches Blatt, aus den idealsten Motiven gegründet, gewiss das beste seiner Art in jener Zeit[1]), nach so kurzer Zeit sein Erscheinen einstellen musste. Die Gründe sind verschieden.

Unstreitlich haben die Anfeindungen des Morgenblattes, die die Zeitung für Einsiedler schon vor dem Erscheinen zu erdrücken suchten, der Verbreitung im Publikum grossen Abbruch getan. Andererseits wurde die Zeitung durch den gehässigen Kommentar, mit dem das Morgenblatt das Erscheinen jeder Nummer begleitete, selbst in eine polemische Art hineingedrängt, die sich nur zu oft auf Kosten des zu Bietenden breit machte und der Zeitung unbedingt schadete. Brentano spricht dies Zimmer gegenüber aus in dem Briefe, datiert: Landshut, den 19. Januar 1809 (bei H. W. B. Zimmer ist diese Stelle in der Wiedergabe ausgelassen[2]). Er schreibt: „Herzlichen Dank für Ihre trauliche Herzenserörterung. Ich kann mir Ihre Angst recht denken bei dem Backesel[3]). Dass Sie den Kerl mit dem Agio abgetrieben haben, ist recht gut. Hat denn Windischmann Sie noch nicht unterrichtet? Ihre Leiden mit dem Einsiedler würden Sie ja auch ohne ihn gehabt haben, sonst wären Sie ja nichts bessers als jene Hunde auch. Görres musste wohl antworten, aber wenn ein indischer Spaniolkäfer gegen eine Schwabe disputiert, möchte ich auch nicht Verleger sein. Doch nehmen Sie folgendes zu einem idealen, wenn nicht realen Trost an: Goethe hat . . . .“ (Fortsetzung bei H. W. B. Zimmer S. 190).

Neben diesen hemmenden Faktoren darf jedoch nicht übersehen werden, dass auch Zimmer ein guter Teil der Schuld an dem frühzeitigen Ende der Zeitung trifft. Durch die vielen Widerwärtigkeiten, die ihm die Gegner der Zeitung und die engherzige Zensur schufen, scheint er rasch die Freude an dem neuen Unternehmen verloren zu haben und liess es deswegen im kaufmännischen Teil am nötigen

[1]) Görres in Menzels Literaturblatt.

[2]) Der Vollständigkeit wegen ist hier die ganze ausgelassene Stelle wiedergegeben.

[3]) Gemeint ist Baggesen. Vgl. S. 77.

Eifer fehlen.“ Arnim schreibt hierüber an Jakob Grimm: „Wir erwarten ihren Bruder (Ludwig) täglich und wünschen ihn lange beschäftigen zu können. Indessen ist Zimmer noch nicht zurück von der Messe und es lässt sich nicht beurteilen, ob er die Zeitung ohne Schaden fortsetzen kann. Er hat grosser Nachlässigkeiten in Hinsicht der Verbreitung sich schuldig gemacht. Ich habe das Meine getan und unzählige Briefe darüber geschmiert.“

Bekanntlich gab der Verlag später die Zeitung mit einem Vorwort Arnims an die Leser in Buchform heraus unter dem Titel „Trösteinsamkeit“. In dieser Form, in der ihr Charakter als literarische Raritätenkammer erst recht zum Ausdruck kam, gewann sie sich noch viele Freunde. Von den vielen freundlichen Urteilen sei nur das Goethes hervorgehoben, das Brentano Zimmer in dem Briefe vom 12. Dezember 1809 mitteilt: „Auf meiner Reise hierher habe ich Goethe in Weimar besucht und ein paar Stunden freundlich mit ihm geredet. Er hat von der unglücklichen Einsiedlerzeitung mit ungemeiner Achtung gesprochen. Es sind seine Worte: „Dass nie ein so mannigfaltiges reiches und geistreiches Zeitblatt geschrieben sei und dass es ihm nebst vielen andern Freunden sehr leid sei, dass es durch Zufall und Ungeschicklichkeit der Manier, die aber von mancher Originalität schwer zu trennen sei, nicht den vollen Sukzess gehabt habe, den es verdient, und dass er nicht zweifle, es werde noch einst sehr gern und mit Nutzen gelesen werden“.“

DER HEIDELBERGER LITERATURSTREIT

Mitten im regsten literarischen Leben, dem die neuaufblühende Universität einen frischen geistigen Pulsschlag gab, war für einen Verlag der günstige Boden, auf dem er grossen Aufgaben entgegenwachsen konnte, zumal unter der Leitung eines Mannes wie Zimmer, der aufs engste mit den literarischen Interessen seiner Umgebung verwachsen war. Dass der Verlag die hohen Ziele, denen er zustrebte, nicht erreichte und nicht voll sich entfalten konnte, war, neben anderen Faktoren wirtschaftlicher Natur, die Schuld der damaligen Verhältnisse im geistigen Leben Heidelbergs, die mit ihren schroffen Gegensätzen einem Verleger von Anfang an ein objektives Verhalten unmöglich machten. Eine Parteinahme aber musste sich bei dem verhältnismässig kleinen Kreis von Interessenten der Entwicklung des Verlagsgeschäftes hindernd in den Weg stellen. Inwieweit durch den Umstand, dass dieser Kampf sich nicht auf dem Boden rein literarischer Produktion abspielte, sondern in den Heidelberger Jahrbüchern auf ein Institut, das der reinen Wissenschaft dienen sollte, übergriff, auch die Stellung des Verlages in der wissenschaftlichen Welt erschüttert wurde, dies zu zeigen, wird Aufgabe des folgenden Kapitels sein. Anschliessend an die Geschichte der Einsiedlerzeitung dürfte es von Interesse sein, zu verfolgen, wie der Verlag durch die Uebernahme dieses Programmblattes der jüngern Romantik und seine offene Parteinahme für diese Richtung in den Kampf mit hineingezogen wurde. Denn bei der Erbitterung, mit der dieser Kampf geführt wurde, konnte es nicht ausbleiben, dass sich der Groll der Gegner auch auf den Verleger ausdehnte.

Den ersten Anlass zu einer Verstimmung zwischen Voss und Zimmer bot das Erscheinen von „Des Uhrmacher Bogs wunderbarer Geschichte", die J. H. Voss gegen

seine Person gerichtet auffasste. Ebenso suchte sein Misstrauen, wie wir durch Arnim erfahren, in den „Schriftproben von Peter Hammer" einen persönlichen Angriff. Görres erzählt in dem Nachruf, den er Arnim in Menzels Literaturblatt[1]) widmete: „Clemens Brentano und ich hatten gemeinsam in einer Anwandlung mutwilliger Laune dem Uhrmacher Bogs geschrieben, eher uns gegenseitig als sonst jemand anders ironierend; der Uhrmacher war wieder er (Voss) selbst, sogar vorn im Bilde glaubte er sich zu erkennen. In den Schriftproben von Peter Hammer hatte ich, mit keinem Gedanken an ihn denkend, meinem Zorn über die damalige politische Niederträchtigkeit der Zeit Luft gemacht und der Sarkasmus gab sich nur wenig Mühe zu verbergen, was er im Auge habe; er aber deutete auch hier wieder alles aufs künstlichste auf sich und sein Treiben."

Dass zwischen dem pedantischen Voss und den überfreien romantischen Heisssporen ein dauernder Friede nicht bestehen konnte, war klar. Was aber den Grund zu den ersten Verstimmungen und Reibereien gegeben hat, lässt sich nicht ermitteln. Görres sucht, nach Ansicht Pfaffs mit Recht, den Grund zu Vossens Verstimmung und späterer Feindschaft gegen die Romantiker in verletzter Eitelkeit, die in der Tatsache resultierte, dass Voss in dem frischen geistigen Leben, das die Romantiker in die neuaufblühende Ruperto-Carola brachten, nicht die gewohnte Beachtung fand, „dass seine Stimme vor so vielen andern, die sich stürmisch erhoben hatten, überhört werden musste[2])". Es ist leicht begreiflich, dass Voss den Groll, den das Erscheinen des Bogs und der Schriftproben in ihm hatte aufsteigen lassen, auch auf den Verleger übertrug, der diese vermeintlichen Pamphlete gegen ihn in die Welt befördert hatte. Liess er selbst Zimmer diesen Groll noch nicht direkt fühlen, so arbeiteten seine Parteigänger in ausgiebiger Weise an der Schädigung des gegnerischen Gefolgsmannes. Bekanntlich hatte Reinbeck 1807 im „Morgenblatt" unter dem Titel

[1]) 1831 S. 107.

[2]) J. H. Voss und seine Todesfeier in Heidelberg, von J. Görres, „Katholik", Jahrg. 6 Bd. 21 S. 208—239.

„Bruchstücke aus einer Reise durch Deutschland, die nächstens im Drucke erscheinen wird", ohne Nennung seines Namens in Briefform allerlei Klatschereien veröffentlicht, zumal im dritten Briefe[1]) Bemerkungen über Caroline Rudolphi und Sophie Brentano gebracht, die auch aus den Reihen der eigenen Partei als abgeschmackt bezeichnet wurden[2]).

Gegen diese sensationslüsternen Anrempelungen Reinbecks erschien im „Rheinischen Bundesblatt" Nummer 98[3]) eine Erklärung, unterzeichnet von achtzehn Heidelberger Gelehrten, die alles über die Heidelberger Verhältnisse Gesagte als boshaft grundlose Verleumdungen, und Verleger und Redaktion als Hehler und Pfleger der Verleumdung bezeichnete. Diese Erklärung war von Görres verfasst und schoss allerdings weit über das Ziel hinaus[5]), obwohl sie von Marheineke noch gemildert worden war. H. Voss schreibt darüber[4]): „Der Verfasser des Anathema ist Görres und wer ihm die anfänglichen Grobheiten und Platitüden herauskorrigiert, kurz das Ganze in einen feinen Ton umgesetzt hat, ist Marheineke."

Teils aus dem Gefühle, dass die „Erklärung" das Mass einer energischen Zurückweisung doch weit überschritten habe, teils aus Respekt vor der Stärke der Reinbeckschen Partei und der Macht des „Morgenblattes", boten die meisten der Unterzeichner bald wieder die Hand zur Versöhnung. Nur Görres blieb gegen Reinbeck und das „Morgenblatt" un-

[1]) „Morgenblatt" 1807 Nr. 277. Diese Briefe stammen nach H. Voss aus der Feder von Reinbecks Frau. Er schreibt darüber an Goethe (21. Januar 1807, Goethe-Jahrbuch, V. Bd., S. 55): „Im Grunde ist die Madame Reinbeck die Verfasserin jener wunderlichen Briefe. Sie glaubt sich — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — von vielen hiesigen Familien beleidigt — und rächt sich nun durch die Schriftstellerfeder ihres Mannes. Es ist eine schreckliche Frau."

[2]) Heinrich Voss in seinem Briefe an Schillers Witwe vom 23. Dezember 1807. Vgl. Charlotte Schiller und ihre Freunde, Bd. 3 S. 241.

[3]) Nach Pfaff, Trösteinsamkeit S. XXXIX. Es war mir nicht möglich, das Blatt aufzufinden.

[4]) Vgl. Arnim an Brentano, vom 25. Januar 1808, bei Steig I S. 230.

versöhnlich. Hierzu schreibt H. Voss[1]): „Reinbecks Partei ist hier doch die grösste, die achtzehn Männer sind zum Teil schon von sich selbst abgefallen. Marheineke sagte neulich: « Reinbeck habe doch viele liebenswürdige Seiten, man müsse ihm die Hand zur Versöhnung reichen. » Görres dagegen meinte: « Reinbeck sei eine totgeknickte Laus — so auch das „Morgenblatt" — und man müsse von beiden den leeren Balg in die Luft blasen »".

In dieser Annahme sah sich Görres allerdings sehr bald arg getäuscht, denn das „Morgenblatt" nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und eröffnete nun unter der Anführung von Voss den erbittertsten Kampf[2]) gegen Görres und seine Anhängerschaft und ihr Schaffen, gegen die Romantik und die Volkspoesie, wie sie in Heidelberg gepflegt wurde.

In diesem Kampfe bot sich nun auch Gelegenheit, Voss an Zimmer zu rächen und den Streich, der in der „Erklärung" gegen Cotta geführt worden war, in gleicher Weise zurückzugeben. Diese Aufgabe übernahm Reinbeck, indem er im neunten Briefe der Reise durch Deutschland[3]) behauptete, die Unterschriften der Erklärung seien von Zimmer gesammelt, um seiner Zeitung für Einsiedler zum Nachteil des „Morgenblattes" Absatz zu schaffen. Gegen diese Anschuldigung wurde Zimmer später durch Arnim verteidigt, der im Vorwort zur Trösteinsamkeit: „An das geehrte Publikum"[4]) diese Verleumdung zurückwies mit dem Beweis: „War ich doch damals viele Meilen weit von Heidelberg und meine Zeitungsidee noch viel weiter von mir. Und endlich was haben beide Zeitungen miteinander Gemeinschaftliches?"

Trotz der fortgesetzten Angriffe, die die Einsiedlerzeitung fast in jeder Nummer brachte, hatte Voss bis dahin nie selbst gegen Zimmer und den von ihm vertretenen Ver-

---

[1]) An Goethe, am 21. Januar 1807; Goethe-Jahrbuch, V. Bd., Seite 55.

[2]) „Morgenblatt" 1808 Nr. 12 „Für die Romantiker". Vgl. Görres an seine Schwiegermutter, Familienbriefe S. 500.

[3]) „Morgenblatt" 1808.

[4]) Pfaff S. 11.

lag zur Feder gegriffen. Erst als Zimmer sich entschloss, die Zeitung in Buchform herauszugeben, wandte sich Voss an ihn, indem er ihm am 23. Oktober 1808 scheinbar durch einige seiner Parteigänger einen Brief offen überbringen liess. Dieser Brief, der sich früher im Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek befand, ist leider scheinbar abhanden gekommen. Einigen Anhalt für seinen Inhalt gibt jedoch die Antwort Zimmers, die sich im Konzept in der genannten Bibliothek findet. Sie lautet:

Konzept den 10. November 1808.

„Sie haben, verehrtester Herr Hofrat, in einem offenen Briefe Beschuldigungen auf mich geladen, die, wenn sie mich träfen, wie es in den Augen von Kundigen den Anschein haben könnte, mich bei den ehrwürdigen Männern, durch welche Sie mir Ihren Brief haben zustellen lassen, als einen Nichtswürdigen darstellen müssten. Aber ich kann und darf natürlich Ihr Betragen nicht anders als einen Beweis Ihrer fortdauernden, wohlwollenden Gesinnung gegen mich ansehen; und in sofern fühle ich mich aufgefordert mich dagegen zu rechtfertigen. Ich bin ein Buchhändler und Verleger und ich halte es für unklug als solcher irgend einer parteiischen Neigung auf seine Verlagsartikel Einfluss [zu] gestatten und deswegen sollte man billiger Weise ihn auch nicht über den Inhalt einer Schrift zu Verantwortung ziehen.

Die Aufsätze, worauf sich Ihr Brief bezieht, stehen in keinem Buche, sondern in einem periodischen Blatte. Die Tendenz dieses Blattes war anfänglich nicht polemisch, viel weniger auf solche Art. Hätte ich die Wendung voraussehen können, so — ich darf Sie dessen auf meine Ehre versichern — hätte ich nimmermehr mich mit dem Debit desselben befasst. Es stand mir natürlich aber nicht zu, mich in die Redaktion des Blattes zu mischen, und ich habe bis diesen Augenblick jene Aufsätze so wenig als [unleserlich] der ganzen Zeitung gelesen. Hätte man als Buch mir jene Aufsätze angeboten, so würde ich sie nie gedruckt haben, auch wenn ich nie etwas

von Ihnen verlegt hätte; das glauben Sie mir gewiss ohne meine Versicherung.

Mehreres behalte ich mir für eine mündliche Unterredung vor, wenn Sie mir dieselbe erlauben."

Tatsächlich hatte Zimmer bereits Werke von Voss in den Verlag genommen[1]), und es scheint, dass bis zum Erscheinen der Einsiedlerzeitung Voss und Zimmer, wenn auch nicht in vertrautem, so doch in freundlichgeschäftlichem Verkehr standen.

Dieser Brief Zimmers mag befremdend wirken, da er mit seiner Handlungsweise nicht im Einklang steht. Es darf aber nicht übersehen werden, dass Zimmer, nachdem er sah, welche nachteilige Folgen für das Geschäft seine Parteinahme hatte, aus dem Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber seinem Teilhaber versuchen musste, Voss einigermassen zu versöhnen. Denn Voss' Kampfesweise ging nicht darauf aus, ihn als Verleger anzugreifen, sondern unter der Maske des Wohlwollens suchte er durch Hinweis, welchen Schaden ihm doch die angeblich schlecht abgehenden Werke der Romantiker bringen müssten, seine kaufmännische Fähigkeit anzuzweifeln und ihm so den Kredit und damit dem von ihm geleiteten Geschäfte die Lebensfähigkeit abzugraben. Der nachfolgende Brief Zimmers an Arnim bringt hierfür den Beweis.

Dieser Brief hat eine Vorgeschichte, die nicht unerwähnt bleiben darf. Scheinbar, um die Ehrlichkeit der Antwort an Voss auf die Probe zu stellen, erhielt Zimmer gegen Ende des Jahres 1808 von der gegnerischen Partei ein Verlagsangebot: Baggesens Faust[2]), ein witzloses Pamphlet gegen die Romantiker, das sich jedoch weniger gegen die Heidelberger Schule, als gegen die Brüder Schlegel und Tieck

[1]) Des Quintilius Flaccus Werke von J. H. Voss, I. Oden und Epoden, II. Satiren und Episteln, Heidelberg 1806.

Ueber Gleims Briefsammlung und letzten Willen, ein Wort von J. H. Voss, Heidelberg 1807. Der Verlagskatalog 1801—1907, von Kuhr, nennt die beiden Werke nicht.

[2]) Der volle Titel lautet: „Der vollendete Faust oder Romanien in Jauer"; vgl. „Poetische Werke in deutscher Sprache", Bd. 3, Leipzig 1831.

richtet. Zumal Tieck wird darin gemein besudelt. Natürlich war es für Zimmer unmöglich den Verlag dieses Werkes zu übernehmen. Er schreibt darüber an Arnim:

Heidelberg den 25. Januar 1809.

Mir hat dieser Voss seit 3—4 Monaten unsäglichen Aerger, Verdruss und auch Schaden zugefügt. Er hat unter dem Schein gutmütiger Sorge für mich bei Leuten, die es nicht beurteilen können, deren gute Meinung an meinem Geschäfte mir aber, wie er wohl wusste, wichtig ist, dieses verdächtig zu machen gesucht und ein Geschrei angerichtet, als sei ich mit den Romantikern und Mystikern verschworen und diese richteten mich zu Grunde. Durch solch allgemein verbreitetes miserables Geschwätz verleitet, wäre ich beinahe zu einem Verlagsartikel gekommen, dessen ich zeitlebens mich würde geschämt haben. Baggesens vollendeten Faust, von dem Sie zu hier schon gehört haben, habe ich drucken sollen. Anfänglich riet mir ein Freund dazu, der es für praktisch hielt, dass bei mir etwas von der Gegenpartei verlegt würde. Er meinte, dann sei den Leuten das Maul gestopft. Mir schien das anfänglich selbst so und ich ging weiter, als ich kluger Weise hätte gehen sollen. B. kam selbst wieder hieher. Ich bekam das Stück unter einem Vorwand in die Hände und er selbst las mir etwas daraus vor. Jetzt erst sah ich, was ich gemacht hatte und hätte mögen des Teufels werden. Ich lebte zwei Tage im Fegefeuer. Endlich gab mir Gott ein den Kerl zu beleidigen: ich wollte ihm das Agio von den Louisd'ors abziehen und das hat mich vor der Selbstkreuzigung gerettet. Auch hiebei war Voss tätig, auch wieder aus anscheinend guter Regung, aber hätten sie mich gehabt, dann hätten die Teufel sich höhnisch ihres Schelmenstreiches gefreut. Dieser vollendete Faust ist ein schändliches Ding. Voll Witz, bei dem man aber nicht zum Lachen kommen kann vor Empörung und Scham. Das Ding ist eigentlich gar nicht gegen die neueste Zeit, gegen die alte erste Schlegel-Tieckische und bekommt dadurch ein lächerliches Wesen, weil die Streiche gar niemanden treffen. Tieck wird gemein schändlich besudelt."

In ähnlicher Weise muss sich Zimmer Brentano gegenüber geäussert haben, wie die Antwort Brentanos (S. 69) zeigt.

Dieser Brief Zimmers an Arnim gibt wohl den trefflichsten Einblick in die Kampfweise, mit der der Heidelberger Literaturstreit ausgefochten wurde. Mit der Ablehnung vom Baggesens Faust war Zimmer dem Zorn der Vossschen Partei preisgegeben, die mit allen Mitteln die Schädigung des gegnerischen Verlegers betrieb und diese Absicht vor allem dadurch zu erreichen suchte, dass sie gleich nach dem Erscheinen eines Werkes mit der vernichtendsten Kritik darüber herfiel, um auf diese Weise auch dem Abgang des Buches zu schaden. So geschahen die masslosen Angriffe, die Voss gleich nach dem Erscheinen gegen die Fortsetzung des Wunderhorns erhob, nicht zuletzt aus dieser Absicht heraus. Brentano spricht diese Erkenntnis Goethe gegenüber in dem bereits erwähnten Briefe (Landshut, Februar 1809)[1]) aus: „Voss hat eine so ungeschickte Wut gegen den armen Einsiedler bekommen, der bloss sich gegen ihn wehrt, weil er ihn schon im Mutterleibe verflucht hatte. Dadurch nun ist sein Zorn gegen uns und unsern Verleger, der einer der trefflichsten und rechtschaffensten Männer ist, so gross, dass er besonders letzterem zu schaden sucht, wo er nur kann."

In diesem Bestreben wurde Voss von seinen Parteigängern aufs kräftigste unterstützt. Von den Beispielen, die sich dafür anführen liessen, sei nur die Kritik Schreibers[2]) über Arnims „Halle und Jerusalem" im „Morgenblatt" Nr. 84 (vom 8. April 1811) erwähnt, da sie klar zeigt, dass dem Kritiker nicht nur darum zu tun war mit seinem masslos gehässigen Urteil den Autor, sondern auch den Verleger zu treffen. Dies erreicht er damit, dass er einerseits in der Kritik, die er gleich nach dem Erscheinen des Buches der Oeffentlichkeit übergab, vor dem Kaufe warnte, anderer-

[1]) Vgl. Schüddekopf-Walzel II, S. 79.

[2]) Alois Schreiber, der im Jahre 1808 die Tieck zugedachte Professur der Aesthetik in Heidelberg erhielt, war mit dem alten Voss und Heinrich Voss aufs engste befreundet.

seits, indem er die Flut von Schmutz, die diese Kritik darstellt, auch gegen den Verleger schleudert, der „alle Drehorgeln und Karfreitagsklappern in Bewegung setzt, um die Durstigen aufmerksam zu machen auf die lieblich begrünten Pfützen, auf diese Werke (der Romantiker), die durch Superfötation, Hexenbeischlaf und andere lose Künste erzeugt sind."

Auch hier war der Zweck erreicht. Tröstend schreibt Arnim an Zimmer (Berlin, den 28. Juni 1811)[1]:

„. . . dass Ihnen die Feindschaft der Vosse viel Schaden tut, ist unleugbar, doch fürchte ich, dass Sie die Freundschaft mit dem Unternehmen des Tibull, den Cotta ausgeschlagen hat, zu teuer bezahlen. Was hat es geholfen, dass Sie dem Schreiber die „Aesthetik" in die Welt befördert? Er hat „Halle und Jerusalem" im „Morgenblatt" mit aller Niederträchtigkeit zu besudeln gesucht, und das nicht der Sache wegen, da wäre Zeit gewesen, wenn es vertrieben, sondern im Voraus, um den Absatz zu hindern. — Sagen Sie ihm, ich hätte öffentlich den Verfasser vom Aufsatze für einen Hundsfott erklären wollen, da ich aber gehört, dass er von ihm, so hätte ich ihm seiner Kinder wegen den Verdienst gegönnt, aber ich bäte ihn zu bedenken, dass Sie auch Kinder hätten." —

Dieser Brief zeigt klar, dass Zimmer allmählich mit der Gegenpartei auf besserm Fusse leben wollte. Wir gehen kaum fehl, wenn wir dies dem Einflusse Mohrs zuschreiben, der 1811, nachdem er sein Frankfurter Geschäft aufgegeben hatte, ganz nach Heidelberg übersiedelte. Sein Bestreben war von der Gründung an, den Verlag hauptsächlich in der rein wissenschaftlichen Literatur auszubauen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass Zimmer diesen Zweig vernachlässigte. Aber es ist klar, dass eine solche eifrige und offenkundige Parteinahme, wie sie der Verlag für die Romantiker ergriffen hatte, das wissenschaftliche Verlagsgeschäft zugunsten der schönen Literatur zurückdrängen musste. Mohr aber hatte in ihm von Anfang an die erste und wichtigste Aufgabe einer akademischen Buchhandlung er-

[1]) Bei H. W. B. Zimmer, S. 151, teilweise wiedergegeben.

kannt. Die romantische Gefolgschaft des Verlags unter Leitung Zimmers hatte das Geschäft an den Rand des Ruins gebracht. Man musste also einlenken. Ausserdem war auch der ganze Kreis der ehemaligen Autoren in alle Winde zerstreut und jeder gab seine Werke schon aus praktischen Gründen Verlagsbuchhandlungen, die am Orte waren oder doch näherlagen.

Ende 1810 hatte sich Voss mit Cotta überworfen, der zwar, in diesem Jahre den Albius Tibullus und Lygdamus, übersetzt und erklärt von Voss, in seinem Verlag hatte erscheinen lassen, nun aber sich weigerte, die Ausgabe des Originals nach Handschriften zu übernehmen. In dieser unangenehmen Lage sprang der Heidelberger Verlag Voss bei und erkaufte sich mit zwei Ausgaben, die 1811 erschienen, die Freundschaft von Voss, wenn auch wahrscheinlich ziemlich teuer. Auch von Schreiber erschien 1811 ein Werk über Aesthetik. In diesem Falle hatte das Entgegenkommen des Mohr und Zimmerschen Verlages jedoch nicht sofort den erwünschten Erfolg, wie die Kritik über „Halle und Jerusalem" zeigte. Doch auch mit Schreiber bahnten sich allmählich bessere Beziehungen an. Der Verlag aber hatte erreicht, was er werden wollte, eine akademische Buchhandlung, rein der Wissenschaft dienend. Seine persönliche Note war damit allerdings verloren gegangen.

DIE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Unstreitlich die bedeutendste Erscheinung, die aus dem Verlage von Mohr und Zimmer hervorging und seinem Namen die weiteste Verbreitung brachte, sind die Heidelberger Jahrbücher der Literatur, die von 1807 bis 1872 erschienen und in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern" seit 1891 eine Fortsetzung haben. Es wäre ein lohnender Versuch die Geschichte dieses Instituts darstellen zu wollen, zumal hierbei die Verfasserfrage der einzelnen Rezensionen für die Geschichte der deutschen Literatur sicherlich manchen interessanten Beitrag brächte. Was aus der Geschichte der Jahrbücher für die vorliegende Arbeit Interesse bietet, ist die Rezensententätigkeit der Heidelberger Romantiker im Dienste dieses Instituts und die redaktionelle Tätigkeit Zimmers besonders in der Zeit seiner unbedingten romantischen Gefolgschaft. Denn auch hier gewannen die Romantiker durch ihre Freundschaft mit dem Verleger auf den betreffenden Gebieten bald einen bedeutenden Einfluss, durch den sie der Zeitschrift zeitweilig eine eigene Prägung gaben; doch auch hier begegneten sie ihren klassizistischen Gegnern, wurden befehdet und verdrängt. Viele Zusammenhänge hierbei werden sich nur an der Hand der Entstehungsgeschichte beurteilen lassen, die daher in knappem Umriss vorausgeschickt sei.

Nach der Restaurierung hatte die Heidelberger Universität rasch einen unerwarteten Aufschwung genommen. Unter der Fürsorge ihres Rector magnificentissimus, des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, und des vielseitigen und wissenschaftlich hochstehenden Freiherrn von Reizenstein, des späteren Staats- und Kabinettsministers, war auf den Ruinen der Ruperto-Carola bald ein reges geistiges

Leben erblüht, dessen wissenschaftlicher Träger eine Reihe bedeutender Gelehrten war, die der Kurfürst auf die sich mit jedem Jahre mehrenden Lehrstühle berufen hatte. Diese entfalteten bald eine reiche wissenschaftliche Produktivität, mit der eine nicht minder ansehnliche, rein literarische, an der die jüngere romantische Schule mit ihrer Pflege der altdeutschen und volkstümlichen Poesie den Hauptanteil hatte, Hand in Hand ging. Die reiche geistige Produktion auf beiden Gebieten musste bald das dringende Bedürfnis nach einem umfassenden Rezensionsinstitut zeitigen. Reizenstein, der dem Kuratorium der Universität angehörte[1]), griff den Gedanken auf und suchte ihn zu verwirklichen, anfangs allerdings nicht durch eine Neugründung, sondern indem er die Jenaische Literaturzeitung mit ihrer Redaktion nach Heidelberg transferieren wollte — ein Gedanke, zu dem von Voss die Anregung ausgegangen war. Creuzer schreibt über diesen Plan folgendes[2]): „Man hegte hier damals den Plan, die Jenaische Literaturzeitung mit ihrem jetzigen Redakteur nach Heidelberg zu verpflanzen. Es erhoben sich manche Stimmen gegen diesen Gedanken. Ich will niemanden kompromittieren, aber auch ich erklärte mich dagegen. Das parteilose Publikum wird hieraus mein Verhältnis zu jenem Institute beurteilen können. Nun wünschte aber das damalige Kuratorium allhier eine literarische Anstalt der Art. Wollten wir also jene Literaturzeitung nicht haben, so mussten wir eine neue machen. Mit wissenschaftlichem Eifer und Wahrheitsliebe wurde das Werk unternommen."

Wir gehen nicht fehl, wenn wir Reizenstein als den Schöpfer der Jahrbücher ansprechen, sowohl da der Gedanke von ihm ausging, als da er die pekuniären Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. Dadurch, dass er den Kurfürsten für seinen Plan lebhaft zu interessieren wusste, gelang es ihm, die Regierung zur Uebernahme finanzieller Garantien zu gewinnen, ohne die es für Mohr und Zimmer unmöglich gewesen wäre, das mit dem Verlag verbundene, grosse

[1]) Weech, badische Biographien, Bd. II, S. 179.

[2]) Friedrich Creuzer, Aus dem Leben eines alten Professors.

finanzielle Risiko auf sich zu nehmen. Im Verein mit den bedeutendsten Heidelberger Gelehrten, die als Schriftleiter der einzelnen Abteilungen gewonnen worden waren, wurde die Einrichtung der Zeitschrift getroffen, die aus der folgenden Anzeige ersichtlich ist:

„Die Heidelberger Jahrbücher der Literatur sollen ihrem Plane nach das Neueste und Wichtigste der gesammten Literatur umfassen. Sie bestehen aus fünf Hauptabteilungen, die für sich ebensoviele Ganze ausmachen und als Annalen der einzelnen Wissenschaften unter besondern, einzelnen Titeln, von denen, die sich für diesen oder jenen Zweig der Literatur besonders interessieren, auch einzeln gekauft werden können. Von dem Ganzen erscheinen jährlich fünfzehn Hefte und zwar in abwechselnder Folge von jeder der fünf Hauptabteilungen (1. Theologie, Philosophie und Pädagogik, 2. Jurisprudenz, 3. Medizin und Naturgeschichte, 4. Mathematik, Physik etc., 5. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst) drei Hefte." Diese Einteilung wurde bis zum Beginn des dritten Jahrgangs beibehalten; von da ab erschienen die Besprechungen aus den verschiedenen Gebieten in beliebiger Folge[1]). Nach Art der Almanache waren die Jahrgänge der Jahrbücher vordatiert. Denn wie die Briefe von H. Voss an Goethe[2]) zeigen, erschienen die Jahrbücher mit Beginn des Jahres 1807; jedoch trägt bereits das erste Heft des ersten Jahrgangs die Jahreszahl 1808. Der Abonnementspreis betrug für das Jahr zwölf Gulden. Anfangs schienen die Jahrbücher zu den schönsten Hoffnungen in bezug auf Rentabilität zu berechtigen, da sie in kurzer Zeit bereits zweihundert Abonnenten aufweisen konnten und das juristische Heft des ersten Jahrgangs rasch eine zweite Auflage erlebte. Auf die Dauer jedoch war der Absatz der Zeitschrift, trotz der Gediegenheit des Inhaltes und dem glänzenden Ruf ihrer Mitarbeiter, wegen der Not der Zeit nicht so gross, dass die Herstellungs- und Honorarkosten sich aus den Erträgnissen hätten decken lassen. Der Verlag sah sich daher genötigt, staatliche Unterstützung zu erbitten,

[1]) Intelligenzblatt 1811 Nr. I.

[2]) Goethe-Jahrbuch, V. Bd.

die mit 400 fl., von 1809 an mit 600 fl. gewährt wurde[1]). Das Interesse des Staates beschränkte sich aber nicht auf die Gewährung finanzieller Unterstützung, sondern kam den Schwierigkeiten, mit denen der Verlag zu Beginn zu kämpfen hatte, auch auf andere Weise zu Hilfe. Anfangs scheint nämlich das Institut in den Heidelberger Gelehrtenkreisen selbst nur wenigem Interesse begegnet zu sein, und vor allem scheint es für die Schriftleitung sehr schwer gewesen zu sein, aus diesem Kreise Mitarbeiter zu finden. Wir müssen uns hier und im folgenden bei der grossen Dürftigkeit von zeitgenössischen Zeugnissen auf die Mitteilungen verlassen, die H. Voss in seinen Briefen Goethe machte. Er schreibt an ihn am 21. Januar 1807: „Von unsern Heidelberger Annalen ist nun das erste Heft erschienen. Die Zahl der Mitarbeiter soll auswärts gross sein. Der Enthusiasmus am Orte ist sehr geringe und die Redaktoren müssen sich bei den hiesigen Rezensenten die Rezensionen nur so einbetteln."

Es ist klar, dass durch den Bezug der Rezensionen von auswärts dem Verlag erhöhte Kosten erwuchsen. Andererseits hatte sich Reizenstein bei der Gründung das Institut als ein spezifisch im eigenen Boden wurzelndes gedacht mit der Aufgabe, die einheimischen Kräfte in sich zu vereinigen. Er tat daher alles, diesen seinen Gedanken zur Verwirklichung zu bringen. Zweifellos auf seine Veranlassung hin wurde durch das Ministerium in Karlsruhe dem Lehrkörper der Universität das Institut als ein nationales vorgestellt, an ihren Patriotismus appelliert und sie zu reger Mitarbeiterschaft aufgefordert. H. Voss berichtet darüber[2]): „Mit der Heidelberger Literaturzeitung ist es nun in Richtigkeit. Die Obern in Karlsruhe haben befohlen und wir gehorchen.

Herr B . . . r hat's befohlen,
Ihr Hunde, dass ihr rezensieren sollt,
Und wo ihr nicht in Güte wollt,
Soll euch der Teufel holen.

---

[1]) Erlass des Finanzministeriums vom 28. November 1809. Nach den Akten des grossherzoglich badischen General-Landesarchivs in Karlsruhe.

[2]) An Goethe, den 3. September 1807.

Mit dem Buchhändler ist der Kontrakt schon geschlossen[1]). Fünf Direktoren der Zeitung sind angestellt. Auswärtige Rezensenten sollen nur wenige geworben werden, weil das Geld kostet. Die einheimischen Rezensenten werden — wie Thibaut sagt — vom Patriotismus beseelt. Noch ist keiner engagiert, aber was tut der Patriotismus nicht? Uebrigens wird den Juristen der Patriotismus leicht werden, da sie grosse Gehalte haben. Einer brachte in Vorschlag, dass jeder hiesige Rezensent sich verpflichten sollte, an keinem andern Institute zu arbeiten; dagegen haben sich die Theologen aufgelehnt. Ich werde nun meine patriotischen Rezensionen für 1 Louisdor den Bogen hier einliefern, die andern nach Jena hin. Wöchentlich sollen bei uns anfangs zwei Bogen erscheinen, jetzt nur einer. Dieser soll, wie die Rinteler und Tübinger und die weiland Gothaer Zeitung mit deutschen Lettern in 8vo gedruckt werden. Man ist hier der Meinung, dass die Zeitung sich besonders im Fache der Jurisprudenz auszeichnen werde. Die ästhetischen Rezensionen werden Schreiber, Görres und, so Gott will, ich liefern. Die medizinischen Loos, May, Nebel, Zipf, Schelver, denn Ackermann arbeitet nicht; die philosophischen Fries, Görres usw. Wie diese sich wohl untereinander ausnehmen werden?"

So war von seiten des Gründers und des Verlags alles getan, um der Zeitung zu einem sicheren Wachstum und einem erspriesslichen Wirken zu verhelfen. Um jede Polemik, die dem wissenschaftlichen Ernst des Unternehmens entgegenarbeiten musste, fernzuhalten, war eingeführt worden, die Namen der Redakteure geheim zu halten, so dass z. B. Zimmer in seinem Briefe an A. W. Schlegel vom 2. Februar 1811[2]) ihre Namen erst nennt, als dieser sie in seinem Briefe an Zimmer vom 23. November 1810[2]) bereits erraten hat. Von dem Grundsatze, auch die Verfasser der einzelnen Rezensionen geheim zu halten, wurde bald abgewichen. Ein anderer Grundsatz aber wurde aufs gewissenhafteste beobachtet:

[1]) Gemeint ist die erste Regelung des staatlichen Zuschusses.
[2]) Im Besitze der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden.

Es durfte, um jeden Zwist zwischen den Redakteuren und den übrigen Gelehrten der Universität zu vermeiden, kein Werk eines Mitgliedes des Lehrkörpers oder eines einheimischen Schriftstellers rezensiert werden. Creuzer schreibt darüber[1]): „Der Verleger der zahlreichen und geistvollen Schriften eines vornehmen Mannes, der damals bei unserer Regierung in einem hohen Posten stand, sendete uns diese Werke zu, vermeinend, nun würde doch wohl ein rechter Panegyrikus erfolgen. Wir hatten uns aber das Gesetz gemacht, dass keines einheimischen Schriftstellers Werke rezensiert werden sollten. Anzeigen durfte er sie selbst mit Namensunterschrift."

Eine gefährliche Klippe für die sichere Entwicklung der Zeitschrift bildete anfangs die grosse Uneinheitlichkeit in der Schriftleitung. Zwar waren unter dem Drucke des Ministeriums fünf Direktoren ernannt, aber ihre Zahl wuchs wohl infolge mangelnder Arbeitsfreudigkeit bald, wie H. Voss berichtet[2]), auf zehn bis zwölf: „Unter den zehn bis zwölf Direktoren ist nicht die geringste Einigkeit; Creuzer hat schon ein paarmal seine Direktion niedergelegt und dann auf vieles Bitten wieder angenommen." Diese Briefstelle bestätigt, dass Creuzer in der ersten Zeit des Bestehens der Jahrbücher die Oberleitung in den Händen hielt. Gleichzeitig redigierte er die fünfte Abteilung, wobei ihn Böckh und Zimmer unterstützten.

Es kann kaum verwundern, dass unter dieser Schriftleitung die Romantiker einen nicht unerheblichen Einfluss auf die philosophische und philologische Abteilung der Jahrbücher gewannen, zumal, dass der Heidelberger Kreis unverhältnismässig häufig zu Worte kam. Denn Creuzer war den Romantikern von Anfang an gewogen und dazu ein Gegner von Voss. Böckh aber war ganz in den Kreis eingelebt und hatte, wie Heinrich von Treitschke schreibt, „auf dem « faulen Pelz » so manche Nacht durchschwärmt und durchjubelt". Zu diesen beiden kam noch Zimmer. Es

[1]) „Aus dem Leben eines alten Professors".

[2]) An Goethe, undatiert, wahrscheinlich von der Mitte des Jahres 1808.

darf nämlich nicht übersehen werden, dass Zimmer an der Redaktion einen nicht unbedeutenden Anteil hatte. Er selbst schreibt in seinen Lebenserinnerungen, dass er an den gemeinschaftlichen Sitzungen der Redaktion regelmässig teilnahm. Sich hierbei Zimmer nur als den Verleger und technischen Beirat vorzustellen, wäre entschieden irrig, denn zahlreiche Briefstellen weisen auf eine tätige Mitarbeiterschaft Zimmers bei der Redigierung der fünften Abteilung hin. So schreibt Creuzer an Görres[1]), als er ihm mitteilte, dass Zimmer zur Messe nach Leipzig sei: „In der Redaktion ist's nun vollends juristisch." Ein weiteres Beispiel mag der Brief Creuzers an Görres vom 26. April 1809 bilden[2]). Nie aber liess sich Zimmer dabei von kaufmännischen Interessen leiten, wo es sich um wissenschaftliche oder künstlerische Forderungen handelte. So verlangte er die Kürzung von Görres' Rezension des Wunderhorns[3]), obwohl diese günstige Besprechung für das Buch die beste Reklame war.

Diese romantikfreundliche Zusammensetzung der Redaktion machte sich in der grossen Zahl von Rezensionen aus diesem Kreise geltend. Dass hierdurch das ganze Institut den Anschein einer romantikfreundlichen Tendenz erhielt, kann nicht bestritten werden. Eichendorff aber geht m. E. zu weit, wenn er die Jahrbücher das vornehmste Rezensionsinstitut der Romantik nennt.

Da sich der Tendenzwechsel, der eintrat, als Creuzer die Redaktion definitiv niederlegte, nur gegen die Romantiker der jüngeren Schule richtete, so sei dessen Darstellung eine Zusammenstellung der Rezensionen aus diesem Kreise vorausgeschickt.

Arnim rezensierte:

1808: Jacobi, Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck;
Rottmanner, Kritik der Abhandlung F. H. Jacobis über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck;
Aman, Ueber etwas, was F. H. Jacobi gesagt hat.

---

[1]) Am dritten Adventsonntage 1808, Freundesbriefe S. 45.
[2]) Freundesbriefe S. 50.
[3]) Creuzer an Görres, am dritten Adventsonntage 1808.

1809: Rostorf, Dichtergarten;
E. Wagner, Wilibalds Ansichten des Lebens;
Der reisende Maler;
Reise aus der Fremde in die Heimat;
Guattani, Memorie enciclopediche Romane sulle belli arti, antichità etc.

1810: Fragmente eines jungen Physikers, ein Taschenbuch für Freunde der Natur;
F. Z. Werner, Attila, König der Hunnen, eine romantische Tragödie;
Friedrich Schlegels Gedichte.

1811: A. W. Schlegels Poetische Werke.

Görres rezensierte:

1808: Ph. O. Runge, Die Zeiten, vier Blätter nach Zeichnungen;
Die teutschen Volksbücher (Selbstanzeige);
Villers, Coup d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante en particulier du royaume de Westphalie.

1809: Rixner, Versuch einer Darstellung der uralten indischen All-Eins-Lehre;
Frank, Das Licht des Orients;
Oupnek' hat stud. Anquetil Duperron;
Des Knaben Wunderhorn;

1810: Brentano, Der Goldfaden (?);
Polier, La Mythologie des Hindous.

1811: Fr. Dallberg, Ueber den Meteor-Kultus der Alten.

Die Rezensionen sind teils in den am Schlusse eines Heftes bzw. Bandes erscheinenden Inhaltsverzeichnissen mit voller Namensnennung aufgeführt, teils durch griechische Buchstaben signiert, von Arnim mit $\pi-\rho$, von Görres mit $\varphi-\varsigma$. Wo jeder Hinweis auf den Verfasser fehlt, lassen sie sich teilweise aus der Korrespondenz des Verlags oder anderen Briefen feststellen. Von Brentano ist eine Mitarbeit bei den Jahrbüchern nicht nachzuweisen.

Dieser wachsende Einfluss der jüngeren Romantik auf die Jahrbücher musste J. H. Voss und seiner Partei ein

Dorn im Auge sein. Als im Jahre 1808 mit Erscheinen der Einsiedlerzeitung die Gegensätze offen aneinander prallten, zögerte Voss nicht, den literarischen Vernichtungskampf gegen Arnim auch auf dessen Mitarbeiterschaft bei den Jahrbüchern auszudehnen. Den ersten Streich hierzu führte er in seinem „Beitrag zum Wunderhorn", der 1808 im Morgenblatt (Nr. 283 und 284) erschien, in dem er u. a. äusserte: „Unbegreiflich, wie einer, der in den Jahrbüchern so kräftig als Verfälscher bezeichnet wird[1]), in denselbigen Jahrbüchern über Friedrich Jacobi zu urteilen Auftrag oder Erlaubnis erhielt." Voss war sich sicherlich wohl bewusst, dass dieser Angriff, der geeignet war, auf den wissenschaftlichen Wert der Jahrbücher ein zweifelhaftes Licht zu werfen, den an ihrer Entwicklung interessierten Kreisen sehr unangenehm sein musste und dass man dort eher geneigt war, einen Mitarbeiter fallen zu lassen, als das junge, sich mühsam emporarbeitende Unternehmen solchen gefährlichen Angriffen von seiten eines Mannes, dessen Bedeutung für die Wissenschaft den Zeitgenossen ausser Zweifel stand, auszusetzen. Creuzer ignorierte diesen Angriff, erkannte aber dessen Wirkung auf Reizenstein wohl. Er schreibt an Görres[2]): „Dass uns der alte Rektor neulich im Morgenblatt angeraten hat, Arnim nicht mehr rezensieren zu lassen, werden Sie wohl gesehen haben. Die gemessene Ordre der Behörde wird nun wohl bald nachfolgen." Er hatte sich in seiner Annahme nicht getäuscht, nur wählte man zur Erreichung des Zieles einen anderen Weg.

Als Creuzer im Frühjahre 1809 den Ruf nach Leyden annahm, sah sich das Kuratorium vor die Notwendigkeit gestellt, einen anderen Schriftleiter zu suchen. Zuerst hatte man Böckh dafür ausersehen, denn Zimmer schreibt an A. W. Schlegel[3]): „Leider verlieren diese (die Jahrbücher)

---

[1]) Fr. Schlegel in seiner Besprechung der Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und von der Hagen, Jahrbücher 1808, V, S. 154 f.

[2]) Am 3. Adventssonntag 1808, Freundesbriefe S. 45.

[3]) 23. März 1809, im Besitze der Kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden.

und die Universität bald diesen trefflichen Mann, da er einem Rufe nach Leyden folgen wird. Herr Hofrat Böckh wird nun bei der Universität, so bei den Jahrbüchern in seine Stelle treten.“ Böckh aber scheint dem Kuratorium für die Durchführung seines Planes, der darin bestand, die jüngeren Romantiker von der Mitarbeiterschaft fernzuhalten, keine genügende Garantie gewesen zu sein. Die Wahl fiel auf Wilken[1]). Mit diesem Zeitpunkt ist ein deutliches Abrücken von der jüngeren Romantik unverkennbar, das zweifelsohne dem Einfluss der mächtigen Vossschen Partei zuzuschreiben ist. Um einen Rückfall in die alte Bahn zu vermeiden, wurde Creuzer nach seiner baldigen Rückkehr von Leyden, im Oktober 1809, nicht mehr zur Teilnahme an der Redaktion aufgefordert[2]). In gleicher Weise suchte man Arnim von der Mitarbeiterschaft fernzuhalten. Die ihm bereits früher aufgegebenen Rezensionen erschienen zwar noch, jedoch erhielt er dann keinen weiteren Auftrag. Er schreibt darüber an Zimmer[3]): „Ich werde es (W. Grimms altdänische Heldenlieder) recht gern in Verbindung mit Niebuhr rezensieren, aber ich bin nicht mehr zu den Heidelberger Jahrbüchern aufgefordert, für die andern mag ich nichts tun. Auch das Eigentümliche an Müllers Werken[4]) würde ich gerne darstellen. Uebrigens gestehe ich Ihnen, dass ich es vorteilhafter gefunden hätte, dass Sie die Jahrbücher ganz aufgegeben hätten, statt sie in gegenwärtiger Form langsam absterben zu lassen.“ Mit dieser letzten Bemerkung meint Arnim die bereits erwähnte Aenderung, durch die mit Beginn des vierten Jahrganges die Rezensionen der einzelnen Abteilungen nicht mehr getrennt, sondern in beliebiger Reihenfolge erschienen. Dass Arnim trotzdem noch einmal in den Jahrbüchern zu Wort kam mit der Besprechung von A. W. Schlegels „poetischen

---

[1]) Stoll, der Geschichtsforscher Friedrich Wilken, im Jahresbericht 1894 des Kgl. Friedrichs-Gymnasiums zu Cassel.

[2]) Creuzer an Görres, vom 9. März 1810, Freundesbriefe S. 75.

[3]) Berlin, den 28. Juni 1811, bei H. W. B. Zimmer S. 152.

[4]) Mahler Müllers Werke, herausgegeben von Dr. Friedrich Batt, Heidelberg 1811. Vgl. Goedeke IV, S. 347.

Werken", ist wohl auf Zimmer zurückzuführen, in dessen Verlag sie 1811 erschienen.

Einen unstreitlich schwereren Verlust erlitten die Jahrbücher durch das Ausscheiden von Görres aus der Reihe der Mitarbeiter. Nicht nur, dass er seine Feder dem Institut jederzeit zur Verfügung stellte, warb er unermüdlich neue Mitarbeiter, auch in den Zeiten, als er, bereits wieder in Koblenz, nicht mehr der Redaktion angehörte. „Was nun einmal eine Rezensionsanstalt in dieser Zeit bedeuten kann, das glaube ich, werden diese Jahrbücher wenigstens stellenweise erreichen," schreibt er an Jean Paul Fr. Richter[1]) und dokumentiert damit, welche Bedeutung für die Literatur seiner Zeit er diesem Institut zumass. Was ihn den Jahrbüchern den Rücken kehren liess, war der Umstand, dass seine Rezension des Wunderhorns nicht zu Ende gedruckt wurde. Görres sah darin eine Zurücksetzung, die er auf den Tendenzwechsel schob. Böckh, der die Redigierung der fünften Abteilung besorgte, gab zwar als Grund hierfür an, die Rezension sei ehedem von Creuzer an Brentano gesandt worden, der einige Aenderungen daran vorgenommen habe[2]). Immerhin hätte sich die Verstimmung bei einigem guten Willen von seiten der Schriftleitung beheben lassen.

Für die Jahrbücher bedeutet dieses schroffe Abwenden von den Romantikern keinen Vorteil. Denn mag immerhin mancher ihrer Rezensionen die strenge Sachlichkeit gefehlt haben, so trugen sie doch in ihrem Schwung, ihrer Begeisterung eine Note, die die Jahrbücher von andern ähnlichen Anstalten unterschied. „Wie lange man das Dagewesensein poetischer Naturen in den Jahrbüchern bemerkt," schreibt Creuzer an Görres[3]), „hängt davon ab, was Sie und Arnim und Richter uns zuweilen zufliegen lassen." Und nachdem Arnim und Görres aus der Mitarbeiterschaft ausgeschieden waren, meint er[4]): „Die Jahrbücher werden nach und nach ebenso mattherzig, wie viele andere. Wilken und Böckh

[1]) Heidelberg, den 1. Februar 1808, Freundesbriefe S. 28.
[2]) Arnim an Görres, vom 28. Mai 1810, Freundesbriefe S. 105.
[3]) Am 3. Adventssonntag 1808, Freundesbriefe.
[4]) Creuzer an Görres, vom 5. Januar 1810, Freundesbriefe S. 62.

oben und tadeln nach Gutdünken, d. h. ihre Freunde. Mögen sie also loben und tadeln."

Man darf nicht übersehen, dass diese scharfen Worte einer ziemlich heftigen Verbitterung entspringen, denn ohne Zweifel haben sich Wilken und Böckh um die Jahrbücher grosses Verdienst erworben. Zimmer hatte allerdings unter der neuen Schriftleitung seinen Einfluss auf die redaktionelle Ausgestaltung fast ganz eingebüsst. Trotzdem aber stellte er nach wie vor seine ganze Arbeitskraft in den Dienst des Instituts, und seinem unermüdlichen Werben, das sich meist auf persönliche Bekanntschaft oder Geschäftsverbindung stützen konnte, verdankt es manchen seiner angesehensten Mitarbeiter. Mit dem Ausscheiden Zimmers aus dem Verlage gegen Ende des ersten Dezenniums ihres Bestehens, hatten die Jahrbücher ihre glänzendste Epocche abgeschlossen. Gewiss waren sie noch lange ein für die deutsche Literatur hochbedeutsames Blatt; Julian Schmidt nennt sie sogar das vielleicht bedeutendste Blatt des Jahrhunderts[1]). Zutreffend ist dies m. E. jedoch nur für die ersten zehn Jahre ihres Bestehens, als sie die glanzvollsten Namen unter ihre Mitarbeiter zählten und ein Spiegelbild waren einer gärenden, mächtig aufstrebenden Zeit.

[1]) Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod, Bd. II.

SCHLUSS

Ueberblickt man die Geschichte des Verlages in seinen Beziehungen zur Heidelberger Romantik, so fühlt man sich leicht verleidet, bei der verhältnismässig kleinen Zahl der aus diesem Kreise verlegten Artikel die Bedeutung der Beziehungen zu unterschätzen. Ihre Bedeutung liegt auch nicht in einer grossen Zahl umfangreicher Verlagsartikel. Denn grosse Werke hat dieser Kreis, dem nur ein kurzes Bestehen vergönnt war, nicht hervorgebracht. Der romantische Hang zum Fragmentarischen, der bei der Heidelberger Schule besonders stark hervortritt, zerpflückte hier die Arbeitskraft eines Kreises schaffensfroher, genialer junger Leute in angefangenen Sammelwerken, die selten bis zur Vollendung reiften, in der Teilnahme an jungen literarischen Unternehmungen, in der Verteidigung gegen pedantische Anschauungen, die sich ihrem freien Schaffen hindernd in den Weg stellten. Das Interesse, das die Beziehungen des Verlages zu dem Kreis der Heidelberger Romantiker für die Geschichte der deutschen Literatur bieten, liegt in dem regen Briefwechsel zwischen den Autoren und dem Verleger. Durch die Persönlichkeit des Verlegers wurden die geschäftlichen Beziehungen rasch zu einer gewissen freundschaftlichen Innigkeit gehoben, die in rückhaltloser Aussprache auch im brieflichen Verkehr Ausdruck fand. Die Hoffnungen und Pläne, die allerdings nur zu oft über schwache Ansätze zur Realisierung nie hinauskamen, geben hier in der eingehenden Besprechung mit dem Verleger einen Ausblick auf das grossartige Programm, das sich dieser Kreis zur Neuerweckung der in Vergessenheit geratenen deutschen Volkspoesie gesetzt hatte. Mit der Erschliessung dieser Korrespondenz einen Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Romantik und in der Beleuchtung der Verdienste eines Mannes, der ihren Vertretern hilfsbereit und

fördernd zur Seite stand, einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Verlegers zu geben, war der Plan der vorliegenden Arbeit.

Entsprechend dem im Titel gegebenen Rahmen musste das reiche Material, das der Briefwechsel des Verlages mit den übrigen Vertretern der Romantik bot, unberücksichtigt bleiben. Zwei Motive haben den Rahmen bestimmt: die Arbeit sollte die Grenzen einer Dissertation nicht überschreiten, andererseits liess die zeitliche Abgeschlossenheit und Einheitlichkeit der Beziehungen zur Heidelberger Romantik eine Zusammenfassung mit den losen, die Firma „Mohr und Zimmer" überdauernden Zusammenhängen zu den andern Autoren der Romantik nicht ratsam erscheinen. Es waren dies die Brüder Schlegel und Tieck. Friedrich Schlegel gab dem Verlag 1808 sein Werk „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder". Aus seiner Korrespondenz mit dem Verlag ist nur der bei H. W. B. Zimmer wiedergegebene Brief erhalten. Am längsten von allen Beziehungen dauerten die August Wilhelm Schlegels, der von 1809 bis 1841 mit dem Verlag in Verbindung stand. Hiervon liegt auch das reichste Briefmaterial vor. H. W. B. Zimmer gibt nur zwei der Briefe wieder, wobei der an zweiter Stelle gebrachte irrtümlicherweise das Datum „6. April 1809" trägt, statt „6. Februar", wie das Original, das sich im Besitze der Stadtbibliothek Frankfurt befindet. Ausser den von Walzel[1]) nachgewiesenen dreiundvierzig Briefen und Beilagen, die sich im Besitz der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden befinden, und dem Briefe vom 6. August 1810, im Besitze der Kgl. Bayerischen Staatsbibliothek zu München, verwahrt die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. noch weitere zehn Briefe A. W. Schlegels an den Verlag. Die gesamten Antworten, die bis zum Jahre 1815 von Zimmers Hand stammen, besitzt die Kgl. öffentliche Bibliothek zu Dresden. Dieser gesamte Briefwechsel bezieht sich zumeist auf die Herausgabe der „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur", der „poetischen Werke" und der Mitarbeiter-

[1]) In der Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 41. Jahrgang.

schaft an den Heidelberger Jahrbüchern. Besonderes Interesse an diesem Briefwechsel bietet Zimmers Bemühen, die deutsche Ausgabe des Werkes „Ueber Deutschland" der Frau von Staël durch die Vermittlung Schlegels in Verlag zu bekommen.

Tieck kam 1806 nach Heidelberg und lernte Zimmer persönlich kennen und rasch schätzen. Nach Bartsch[1]) soll das Tagebuch des Professors Karl Philipp Kayser[2]) interessante Einzelheiten über diesen Besuch Tiecks enthalten, so dass zu hoffen war, auch für die vorliegende Arbeit Material daraus zu gewinnen. Leider ist das Tagebuch seit 1891 verschwunden. Von den noch vorhandenen Briefen Tiecks an Zimmer gibt H. W. B. Zimmer drei wieder, von denen jedoch nur der erste vollständig ist. Der Anhang bringt die Ergänzung des Briefes vom 20. Dezember 1807, sowie die drei noch vorhandenen. Wenn sie auch nicht zum eigentlichen Thema gehören, so rechtfertigt der Hinweis auf Seite 67 auf den Brief vom 8. Mai, sowie die neue Beleuchtung, die sie in das Verhältnis Tiecks zum Maler Müller bringen, sicherlich ihre Wiedergabe.

Der romantikfreundliche Ruf, der dem Verlage voranging, brachte ihm 1809 auch das Anerbieten Uhlands, seine Gedichte zu übernehmen. Zimmer war jedoch damals nach so vielen Seiten verpflichtet, dass es ihm nicht möglich war, neue Verlagsartikel aufzunehmen.

Die nie versiegende Arbeitsfreudigkeit Zimmers und seine klare Erkenntnis der vorliegenden Verhältnisse hatten dem Verlag ungewöhnlich rasch eine führende Stellung im geistigen Leben Heidelbergs geschaffen, wozu die Gründung einer Lesegesellschaft nicht unwesentlich beitrug. In dem schon erwähnten Artikel: „Der Winter 1807 in Heidelberg", berichtet das Morgenblatt[3]): „Der Buchhändler Zimmer, ein junger, gescheidter und sehr tätiger Mann hat eine

---

[1]) Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808.

[2]) Karl Philipp Kayser, Direktor des Heidelberger Gymnasiums, zugleich Professor an der Universität und Universitätsbibliothekar.

[3]) 1807 Nr. 49.

Lesegesellschaft errichtet, in welcher nicht gespielt und nicht geraucht, sondern wirklich gelesen und in einem anstossenden Zimmer über das Gelesene gesprochen wird. Hier findet man am Abend die besten Heidelberger Köpfe, Professoren und Akademiker. Ich kann Sie versichern, dass hier oft Ideen gewechselt werden, bedeutender als die in manchen Büchern, die auf Velinpapier gedruckt sind."

Sechs Jahre lang hatte Zimmer das Geschäft allein geleitet, und dieser Zeitraum stellt die interessanteste Epoche des Verlages dar. 1811 hatte Mohr sein Frankfurter Geschäft aufgegeben und war nach Heidelberg übersiedelt. So war Zimmer ein Teil der Arbeitslast abgenommen. Die Musse, die er dadurch gewann, sowie sein neuer Bekanntenkreis, der seit dem Wegzug der Romantiker hauptsächlich aus den Theologen der Universität bestand, hatten bereits ihn 1811 den Plan fassen lassen, seinen buchhändlerischen Beruf, der ihn nicht mehr voll befriedigte, aufzugeben und Pfarrer zu werden. In rastloser Arbeit strebte er diesem Ziele zu, und es gelang ihm, ohne Benachteiligung seiner geschäftlichen Pflichten sich in drei Jahren das zum Examen nötige Wissen anzueignen. 1815 trat er aus dem Geschäfte aus und übernahm das lutherische Pfarramt in Schiersheim an der Bergstrasse. Sein Jugendfreund Winter nahm seinen Platz im Geschäfte ein, doch war diese Verbindung, die neue Firma „Mohr und Winter", nur von kurzer Dauer. Zimmer schreibt darüber in seinen Lebenserinnerungen[1]): „Dass mir dieser grosse Wechsel meines Lebens äusserlich möglich war, geschah dadurch, dass mein Associé Mohr auf meinen Vorschlag einging meinen Jugendfreund Winter aus Heilbronn, der damals ohne Geschäft war, als Compagnon in das Geschäft aufzunehmen. Ich dachte dadurch meinem lieben Mohr nicht nur einen tüchtigen kaufmännischen Arbeiter, sondern auch wieder einen Freund an meiner Stelle zu verschaffen. Leider ist das Letztere nicht gelungen. Der gute Mohr, mit dem ich immer in inniger Harmonie gelebt hatte, traf es leider nicht gut. Nach wenigen Jahren musste das Band zwischen ihm und Winter wieder gelöst werden."

[1]) Bei H. W. B. Zimmer S. 323.

Von 1822 an führte Mohr die Verlagsbuchhandlung allein. Die hohe Meinung, die er stets von der Aufgabe des deutschen Verlagsbuchhändlers hatte und die er später in verschiedenen Schriften[1]) niederlegte, war seine Richtschnur bei der Führung seines Geschäftes. Die genaue Kenntnis seines Berufes brachte ihm auch die Anerkennung seiner Berufsgenossen, die ihn von 1838—1840 zum Vorstand des Börsenvereins Deutscher Buchhändler erwählten.

Von den vielen Ehrungen, die seine Lebensarbeit krönten, sei zum Schluss nur eine genannt: Der Dank der Wissenschaft- Was stets sein Bestreben war, ihr und dem gesamten Geistes. leben seiner Nation zu dienen, fand zu seinem fünfzigjährigen Geschäftsjubiläum freudige Anerkennung in der Verleihung des Titels als Dr. phil. h. c. durch die Universität Heidelberg. Was zur höchsten Ehre eines Buchhändlers und seines Geschäftes gesagt werden kann, fand in dem Diplom Ausdruck mit den Worten:

„. . . qui quinquaginta abhinc annis, cum academia nostra instauraretur, librorum commercium fere extinctum revocavit, auxit, promovit, atque ut de omni re literaria, ita de ipsa nostra academia egregie promeruit; in memoriam muneris ante decem lustra suscepti et summa cum honore summaque civium existimatione peracti . . .“

---

[1]) „Zur Cantateversammlung der Buchhändler 1851“, Börsenblatt 1851 Nr. 43.

„Zur Examinationsfrage beim deutschen Buchhandel“, ein Flugblatt.

ANHANG

Arnim an Zimmer

(bei H. W. B. Zimmer S. 150 teilweise wiedergegeben).

Berlin 25. Januar 9.

Lieber Zimmer! Auf Vossens Antwort ist schon wieder geantwortet, lassen Sie sich das Blatt von Creuzer zeigen. Aber wie sind Sie so ganz verstummt, nicht einmal Anzeigen lese ich von Ihnen, z. B. vom Wunderhorn; auch die gewünschten Exemplare, wozu ich mir noch ein Paar Bogse erbitte, bleiben aus. Nur ja nicht eins über das andere vergessen, alles neben einander zu richten, jedes zur rechten Zeit, das ist die Kunst, das macht den Napoleon, den Cotta u. a. m. so gross. Viele Leute glauben hier gar nicht, dass die beiden Teile wirklich herausgekommen, sie meinen es sei eine blosse Mythe von Voss. Creuzer schreibt mir, er hätte Ihnen von einigen Büchern gesagt, die ich rezensieren sollte für die Jahrbücher. In Leipzig wurde mir erzählt die Jahrbücher hörten auf. Es wäre nirgends eine Anzeige davon. Ich habe Ziteners (?) Theologie bei Reimer bestellt. Man ist hier im ganzen mit dem vorigen Jahrgange sehr zufrieden. Wissen Sie, dass die Ringseise usw. Jugendblätter in Landshut herausgeben, die sie unter sich eine Fortsetzung der Einsiedlerzeitung nennen; ich habe noch nichts davon gesehen. Das wären die Geschäfte all, von denen kein Mensch zuviel übernehmen muss; ich gehe zu unsern Abendgesprächen über, bei denen Ihnen zuweilen die Augen zufielen. — Zu welcher Partei hält sich die Rudolph'sche Pension, zu mir oder zu Voss? Grüssen Sie Hulda herzlich. Ich wollte es wäre alles Gute in der Welt schon ausgegoren und wir tränken zusammen vom Besten und Ihr Kleiner rückte auch schon sein Glas heran und Ihnen fielen bei der Gesundheit die harten Taler zur Tasche hinaus.

Herzlichst der Ihre

Achim Arnim.

= dem einen Brief von Görres enthalten, welcher mir sagt, dass er eine Rezension des Wunderhorns für die Jahrbücher gemacht; das tut mir leid, denn ich verspreche mir nur einige Verwirrung und Misstrauen der Leser, welche seine Manier gleich erkennen. Wenn es Ihnen nicht schädlich scheint, könnten Sie den Goldfaden unter zwei Titeln ausgeben, erstens unter dem bereits bestimmten, und dann auch etwa unter dem Titel, Sammlung der seltensten und schönsten alten Ritter- und Liebesromane erster Theil, der Goldfaden von Georg Wickram von Kolmar, mit Figuren. Somit würden Sie sowohl die Käufer des Altdeutschen, als auch die Ritterromanen-Leute, und die elegante Welt mit dem einfachen Titel allein interessieren, ginge der Goldfaden vielleicht, so könnten Sie es mit einem zweiten vielleicht noch trefflicheren ähnlichen auf ähnliche Art versuchen. Brächte Görres seine Heymonskinder zustande, so könnten Sie sich anschliessen, und zugleich allein gehen; doch das bleibt alles in ihrem Gutdünken. Uebrigens bitte ich Sie, sollte meine damals angegebene Zuschrift an Auguste Brentano schon abgedruckt sein, dieselbe womöglich ausschneiden zu lassen; aber ja ausschneiden und verbrennen, nicht blos durchschneiden und mit ausgeben! Das käme boshaft heraus. Savigny hat seine italienischen Bücher von dem Carlo Salvi, librajo sul corso die Porta orientale a N° 634 in Milano gleich und zu ganz unerhört billigen Preisen erhalten, was hier 100 kostet. kostet dort etwa 10 fl., er hat auch Kataloge mitgesendet, aus welchem ich Sie aufmerksam mache auf den neuen Abdruck des seltenen Vita di Benvenuto Cellini, Milano 1805, 2 vol 4. 7 livres 50 centimes. Schreiben Sie mir bald und senden sie mir doch ein Exemplar der Jahrbücher und die neuen Hefte consequent an Buchhändler Thomann. Grüsse an Weib und Kind.

Clemens Brentano.

3. Januar 1809
Landshut.

(Nachschrift). Da ausser Savigny kein Mensch hier ist, so subskribiert er auch allein auf Mosers Nonnus[1]), denn ich und die Bierbrauer haben nichts mit dem Nonnus und die Nonnen sind aufgehoben. Ich grüsse Moser herzlich.

Görres an Zimmer

Koblenz am 2ten Februar 9.

Ich bin um die fatalen Bogen, die Sie mir geschickt haben, herumgegangen wie um heisses Eisen, zehnmal weggeworfen und wieder aufgehoben, weils so gar gegen meine Natur angeht. Sehen Sie jetzt die gegeiselten Bogen an und besinnen Sie sich, was für Rat dabei ist. Ich habe mich besonnen bis heran und nichts rechtes ausgesonnen, als neuzudrucken den zweiten und dritten, der erste ist bis auf wenige unbedeutende Fehler gut. Es sind lauter einfältige Fehler, die sich ohne Manuskript aus dem Kontexte hätten erraten lassen. Ihrem Korrektor bin ich nach Ansicht des Manuskriptes freilich Ehrenerklärung schuldig. Ich hatte gedacht, er hätte die Dummheiten hineingebacken, nun sehe ich, dass er sie buchstäblich herausgebacken hat. Das ist ihm freilich weniger zu verdenken. Indessen wie hat er nur denken können, dass ich so schlecht schriebe wie ein Abcschütze und es ist zu verwundern, dass ihm gar kein Verdacht über die Treue der Abschrift aufgestiegen ist, da er sonst ja alles zu verstehen suchte, nur den Sinn nicht, der reiner Nonsens ist. So mags denn wohl auch mit den zwei Bogen wenigstens zum Teile sein. Ich kann nicht klug werden aus der ganzen Verwirrung. Ich habe Settegast selbst über seine schlechte Schreiberei angegangen, der weiss auch keine Rechenschaft zu geben. Den geschickten Bogen habe ich mit keinem Auge gesehen, viel weniger redigiert. Soviel ich mich erinnere, sollte er nur anderthalb Bogen schreiben. Einen Bogen habe ich durchgesehen, da aber,

[1]) Nonni Dionysiacorum libri sex, ab VIII. ad XIII. res Bacchias ante expeditionem Indicam complectentes. Emendavit, omnium Nonni librorum argumenta et notas mythologicas adjecit G. H. Moser. Praefatus est Fr. Creuzer. Vgl. G. H. Moser an Görres, Freundesbriefe S. 65.

glaube ich, sollte dem Schreiben Einhalt geschehen, da sichtbar war, dass nichts dabei herauskam. Nun muss er aber doch fortgefahren haben nach meiner Abreise. Warum haben Sie mir zu dem Bogen kein Manuskript geschickt; für Namen, die übrigens noch am korrektesten sind, habe ich kein Gedächtnis und ich kann daher auch jetzt, da ich die Materialien meist weggeworfen habe, für das Vorkommende nicht stehen? Warum haben Sie mir auch nicht, da es mit der guten Gelegenheit hinging, nicht alle abgesetzten Bogen abziehen lassen, damit ich die ganze Kauderwelscherei mit einem male abtun konnte, da gerade vom dritten bis fünften Bogen die meisten Namen vorkommen. Ich hätte Ihnen dann alles wohlgesäubert wieder schicken können. Ich denke freilich, dass es wieder Engelmanns Insubordination verrichtet hat und das lässt mich besorgen, dass mein Manuskript mein gewöhnliches Schicksal treffen werde, zu vermodern in der Druckerei, und das macht mich verdrossen und verzweifelnd, weil ich gar das Ende nicht absehe mit den Korrekturen und dem Drucker-Schleppseile. Sehen Sie nur die Bogen an und entschliessen Sie sich, was zu tun ist. p 37, 42, 43 habe ich, da die Blätter auf der Kehrseite ohnehin Makulatur sind, nach meiner geänderten Ueberzeugung geändert und sie müssen auf jeden Fall, wenn auch auf meine Kosten umgedruckt werden. Was das Uebrige betrifft, wenn es Ihnen nicht darauf ankömmt eine grosse Liste Druckfehler hinten anzupacken und das Buch mit Kartons zu versetzen, dann mag passieren p. 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 31, 32, 35, 36, 39, 40, 45, 46, 47, 48. Alle andern müssen unrettbar in die Makulatur. Auch so noch wird das Buch einem italienischen Haus gleichen, wo die Vorübergehenden herangehen und vorne an dem Haustore zwischen den Säulen ihre Not verrichten. Franken aber hat auf der mitgeschickten Karte die Namen recht fleissig gestochen; beloben Sie ihn darum für mich. Aber ich finde darauf noch kaum den fünften Teil von dem, was darauf gehört. Ich habe Ihnen in Mannheim eine zweite Karte mit Namen mitgegeben. Haben Sie die wohl verlegt, oder hat er noch nicht Zeit gehabt sich daran zu geben? Lassen Sie darauf machen den Rest, und dann muss

ich notwendig vor dem Abdruck die Platte hier haben um darauf einzutragen noch mancherlei. Sie könnens ja mit Buchhändlergelegenheit schicken.

Was nun die Fortsetzung betrifft, so stehe ich mich da mit gutem Rate übel. Ich wage kaum die Korrektur jemand anderst zu überlassen. Haben Sie jemand in Mannheim, der die Bogen in Oggersheim auflegt oder in Speyer oder Worms, offen und bloss sous bande ein Papier darum geschlungen, dann kostet der Bogen einen sols und ich bekomme ihn am dritten Tage. Geben Sie mir dann auch noch eine Adresse an denselben Orten an, dann kann ich sie auch wieder auf demselben Wege zurückschicken. Können Sie das nicht, dann müssen Sie Moser bestimmen, dass er die Revision übernähme. Ich glaube, dass sich auf ihn zu verlassen ist. Es ist ein fatales Geschäft mit dreissig Stunden langen Stangen einem Setzer die Hand zu führen. Noch habe ich Sie bitten wollen zehn Karolin, die ich an Fries zu bezahlen habe, zu übernehmen. Sind Sie geniert das Geld auf der Stelle zu bezahlen, dann arrangieren Sie sich mit ihm auf Prozente nach seinem eigenen Belieben, ich will sie auf ein halbes Jahr gern tragen.

Dass Ihr Bube von gutem Geschrei ist, wie Sie in Ihrem Briefe schreiben, den ich eben erhalte, ist gläublich; er hat gutes Orgelwerk mit auf die Welt gebracht und kann sich ja selbst die Bälge dazu treten und das Pedal, und das Komponieren können sie Alle ohne Text, ohne dass sie etwas vom Konterbasse wissen. Das fatalste ist, dass sie als wahre Genies mit ihren Begeisterungen keine Zeit halten, sondern den Leuten mit ihren Exklamationen in die Nachtruhe hineinplumpen, was Sie nun wohl auch sattsam erfahren haben werden. Wenn ich mich aufs Kinderbekommen ordentlich legte, dann würde ich mir eine Schlafmütze von dreifachem Gummielastik machen lassen und ein Schlafzimmer parabolisch bauen, wo die Wiege im Brennpunkt stände und ich selbst recht weit weg. Meine kleine Kreatur ist leidlich gegenwärtig und fängt an zu marschieren, aber an grosse Fussreisen von Dessau nach Ritzebüttel ist noch nicht zu denken. Mit seinen Zähnen kanns Haselnüsse aufknacken. Die

andern Kinder sind wohl und schiessen in die Blätter. Meine Frau ist gleichfalls wohl, soweit es die öftere nächtliche (unleserlich) erlaubt.

Wir grüssen Sie und die Ihrigen.

Danken Sie De Wette für sein Blättchen, ob ich gleich nicht viel Trost darinn gefunden habe. Ob ich gleich die Sprachen nicht verstehe, kann ich mich doch nicht entschliessen seiner Meinung zu sein.

Leben Sie wohl!

Görres.

Koblenz am 26ten Oktober 9.

Ich lege Ihnen hier, mein lieber verlegener Verleger, Chaldaea, Arabien und Aethiopien bei, ich hätte noch Aegypten und (unleserlich) hinzugefügt, wenn ich nicht noch von Creuzer und von Leyden Beiträge erwartete. Madame Polier[1]) ist gerade zur rechten Zeit angekommen, sie ist schon verspeist, verdaut und abgesetzt. Ich habe mich daran erbaut, dass sie zum kleinsten Teile der indischen Mythe zwei dicke Bände braucht, während ich alles der Welt in einem Band hineinzitiere, woraus aber auch bei einer zweiten Auflage in zehn Jahren zwei Quartanten werden. Ich muss die Hälfte verschlucken von dem, was ich selbst zu sagen hätte, nur um Raum zu gewinnen, dass andere sprechen können. Die Arbeit, die ich noch fortdauernd an dem Buche tue, kann Creuzer am besten auseinandersetzen; ich hätte eine Stadt mit der Hälfte bauen können. In vier Wochen die Arbeit fertig zu machen, so sehr ich es wünsche, so sehr es mich auf allen Seiten drückt und drängt und nagt, als hätte ich Daumenschrauben an, wird nicht wohl gehen, da ja schon die Hälfte davon verflossen. Ich muss noch De Wettes neue Uebersetzung des Testamentes mit meinen Auszügen aus der alten vergleichen. Es wird ferner noch nötig sein, dass Franken ein zweites kleines Blatt radiert, die vergleichende Nebeneinanderstellung von zwölf mythologischen Systemen im Kreise herum, so wie ich auch noch eine Korrektur über das Andere machen muss. Das Aegyptisch-

[1]) Polier, la Mythologie des Indous.

Phönizische wird etwas mehr als das Chaldäisch-Arabische füllen, das Phrygisch (unleserlich) zusammen nicht mehr als das letzte und dann folgt zum Schlusse noch ein Ueberblick des Ganzen, den ich in zwei Bogen zusammen drängen werde. Ich bin aber fest entschlossen nichts mehr von der Arbeit ins neue Jahr hinüberzunehmen und bitte Sie nun aufs inständigste mit dem Drucke nicht dahintenzubleiben, damit wir endlich den Strauss aufstecken können. Vergessen Sie nicht mir die Aushängebogen irgend einer Sendung an Pauli beizulegen, Batt an Gilbert zu erinnern und das journal de chemie. Halten Sie sich wohl an Ihrem Rechenpulte und grüssen Sie die Ihrigen.

Koblenz am 20ten Dezember 9.

Ich werde noch in diesem Jahre bonis cediren, wenn Sie noch ferner mich mit so dicken unfrankierten Packeten auf der französischen Post heimsuchen. Die Bogen 20 und 36 haben ein bleibendes Andenken in meinem Beutel sich gestiftet. Sie kosten mich einen Laubthaler und acht Sols und wenn nach Verhältnis alle ihre Brüder sich soviel Reisegeld bezahlen lassen, dann werden sie ihren Herrn Vater in die Grube bringen. Man predigt bei den Teutschen immer tauben Ohren, wenn man ihnen zuschreit durch alle Briefe und Reichsanzeiger und alle erdenklichen Sprachröhren, dass sie nichts auf die französische Post geben sollen, sondern Alle soviel möglich auf die Teutsche.

Ich habe die Absicht mit meinem Buche den Versuch zu machen, ob ich damit zur Konkurrenz für die Dezennalpreise (?) in Paris zugelassen werde. Das wird mir wahrscheinlich nichts eintragen, Ihnen aber wirds bei unserm maulaffigen teutschen Publikum für den Absatz nicht gleichgültig sein. Bis zum 15ten Februar ist durch einen neuen Beschluss des Kaisers der Termin dafür verlängert. Wenn ich nur noch zeitig damit komme, dann werde ich an ihn appellieren, wenn sie das Buch darum weil es deutsch geschrieben ist, ausschliessen wollen. Darum muss ich vor Ende Januar in Paris sein, womöglich um die Hälfte des Monats um den Vorwand der Verspätung abzuschneiden. Um das möglich zu

machen, muss Engelmann alle zwei Tage einen Bogen schaffen, und ihn dazu anzutreiben ist nun Ihre Sorge. Sie müssen mir dann sogleich einige Abdrücke der Karte auf gutem Papier machen lassen und sie dann mit den bisher abgedruckten Bogen zu zwei Exemplaren nach Frankfurt schicken, mit dem Auftrage sie sogleich mit der nächsten Buchhändlergelegenheit an Pauli zu schicken, damit ich sie gleich nach Neujahr bekomme. Mit dem schnelleren Druck muss sogleich angefangen werden, damit keine Zeit verloren wird. Das richten Sie alles schön ein, damit's gehörig zusammenklappt und wir das omnia ad maiorem dei gloriam an das finis setzen können. Von meinem Vorhaben sagen Sie übrigens niemand etwas. Das einliegende griechische Blättchen wird als Note zur 3ten oder 4ten Linie von oben auf der dritten Seite des ersten der drei Bogen, die Sie oben haben, eingeschaltet.

Warum antworten Sie mir denn auf keine meiner sieben Fragen, die ich Ihnen vor vierzehn Tagen gemacht habe? Ist Ihnen etwa das einem Bogen eingelegte offene Blatt nicht zugekommen? Mein Kleiner grüsst Ihren und möchte sich gerne gesprächsweise mit ihm einlassen, wenns tümlich wäre und die Gurgeln so lang wie die Entfernung von hier bis zu ihrem Neste, grauzen aber können sie sich untereinander recht gut hören. Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen.

G.

Anfang Dezember 1809.

(Das im Briefe vom 20. Dezember 1809 erwähnte offene Blatt.)

Hier die Korrektur zurück.

Ich bitte Sie doch ja recht fleissig fortsetzen zu lassen, damit wir zu Michaelis fertig werden. Die Pause war gar lang. Ich werde es nicht an Manuskript fehlen lassen. Moser hat mir das Erwartete noch nicht von Leyden geschickt. Wie's kommt schicke ich Ihnen drei oder vier Bogen. Ich habe mich entschlossen das gesammte europäische mythische herauszulassen, da wie ich gefunden habe statt drei Bogen nicht acht den Stoff fassen würden was uns gar zu weit verschlüge. Wir können dann ein zwiefaches machen. Ent-

weder setzen wir in den Haupttitel: Mythengeschichte der alten Welt, erster Band und in einem Nebentitel Mythengeschichte der asiatischen Welt, wo ich dann, wenn Sie das Werk verkaufen das Europäische nachtragen kann, oder wir nennen das Buch schlechthin Mythengeschichte der asiatischen Welt, wo es dann ein vollkommen rund geschlossenes Ganze ist. Das können sie nun nach ihrem Belieben bestellen.

Der Abdruck meiner Rezension in den Jahrbüchern ist gut bis auf einige unbedeutende Druckfehler. Soll denn der Schluss des Wunderhorns gar nicht folgen? Ich kann kaum glauben, dass die Redaktion ihn wegwerfen will; ist's aber, dann verlange ich von ihr eine motivierte schriftliche Erklärung, nach der ich dann meine Massregeln nehmen werde. Bis dahin denke ich noch nicht an Jean Paul.

Ich habe jetzt eine Menge des allervortrefflichsten Manuskriptes von Glöckle in Rom zu einer Vaticana beisammen. Haben Sie Lust einen Band davon etwa mit den Heymonskindern, die so meisterhaft sind wie die Nibelungen, zu drucken? Dann mache ich eine Anzeige davon und kündige sie auf Subscription an, wobei auf jeden Fall nichts zu verlieren ist. Glöckle verlangt einen Louisdor für den Bogen, die mögen doch wohl herauskommen.

Sagen Sie doch Creuzer ich würde ihm nächstens schreiben da jetzt die Post nicht übereilt, er möge aber die Gefälligkeit haben und Assemanni Bibliotheca orientalis in der Bibliothek ausnehmen, da findet sich ein Aufsatz, wo aus syrischen Schriften eine Einwanderung der Hindous in Indien bewiesen wird. Die dort angezogenen Stellen der Bücher möge er doch von irgend einem scriba abschreiben lassen gegen die Gebühr, die Sie gefälligst für mich auslegen werden. Aber nur eilig, da ich's in höchstens vierzehn Tagen haben [muss]. Ich werde ihn für das Buch nicht weiter plagen, das damit zu Ende geht.

Die beiliegenden Blätter lassen Sie doch ins Manuskript des folgenden Bogens an den bezeichneten Stellen einlegen. Leben Sie wohl und grüssen sie uns ihre Frau.

Koblenz am 4. April 10.

Hier, mein lieber Zimmer, den Lückenbüsser für den im überpflückten halben Bogen ausgestrichenen Anteil. Das Pflaster ist nach chirurgischen Grundsätzen grösser als das Loch; es ist indessen das letzte was ich an dem Buche tue und nun lassen Sie Drucker und Setzer rasch drauf losarbeiten. Die vier Bogen, die's etwa höchstens noch giebt, müssen Sie in acht Tagen liefern, denn an der Messe dürfen wir auf keinen Fall vorbei. Ich hätte die drei Blätter zusammt der Vorrede schon vor acht Tagen geschickt, aber ein vermaledeites Zahnweh nagelte mich bei der grössten innerlichen Hast und Eile ganz gemächlich auf das Sezierbett fest, endlich habe ich den Lappen doch unter Schmerzen ans Tageslicht gebracht. Vorrede und Zueignung folgen unfehlbar in einigen Tagen. Ueber sie und den letzten Bogen des Manuskriptes brauchen Sie mir keine Korrektur herabschicken. Lassen Sie diese nur oben mit Sorgfalt machen.

Die Platten werden Sie jetzt mit dem Postwagen schon erhalten haben. Der Bruch des Buches wird auf folgende Weise veranstaltet. Der erste Band geht bis p. 324, endigt mit den Worten: „Seine Gymnastik gesetzt"; p. 323 und das Deckteil von 24 muss daher [unleserlich] werden. Der Titel des Bandes heisst: Mythengeschichte der asiatischen Welt von J. G. P. d. S. i. K. Erster Band. Hinterasiatische Mythen. Dann kömmt, wenn die Platte nicht zu gross ist Mythra, der den Stier tötet und darunter Ihr werter Namen. Ist die Platte aber zu gross für das Format, dann kömmt sie ans Ende p 324 und auf den Titel die Platte, die sonst ans Ende kömmt: Wischnu auf der Schlange, Brentano zulieb ausgesucht. Dann kömmt der zweite Band. M. d. a. W. 2. Band, 23 vorderasiatische Mythen. Darunter der Greif mit dem lanopus. An den Schluss die Nymphaea mit dem Sonnenbild. Da aber nun p. 324 auf der Kehrseite des Blattes sich findet und nun ein Buch doch nicht wohl auf der Kehrseite anfangen kann, so folgt das beiliegende Blättchen, was auf den Karton beigedruckt wird um die halbe Vorderseite des Blattes mitzufüllen. Sie drücken mir in Ihrem Briefe die Sehnsucht nach dem Ende des vortreff-

lichen Buches aus und ich habe vollkommen wohl verstanden, dass das vortrefflich gerade soviel sagen will, wie ein paar weiter in dem vortrefflichen Gesetz, das die Büchereinfuhr verbietet. Aus Rache dafür wünsche ich Ihnen denn nun auch zu ihrer vortrefflichen Tochter Glück. Als ich Ihnen die beiden Bände antrug, hatte ich Ihnen Zwillinge zugedacht. Ich habe, wie eben zu ersehen, Wort gehalten. Sie aber haben sich kürzer fassen wollen und haben Sie in der Tochter doch eine Zwei nach Pythagoras, das ist gerade soviel bei so viel weniger, als bei zwei Buben nehmen müssen. Ich aber habe aus der schmalen Studienmamsell zwei dicke fette Buben herausgezimmert, den einen Lümmel, der auf der Schlange faullenzt, den andern, der gar schon mit Ochsen sich herumschlägt. Von Rechtswegen hätte ich nun auch Hebammendienste bei Ihrer vortrefflichen Tochter leisten müssen, wie Sie bei meinen Zwillingen, wo Sie sogar einen guten Teil der Wehen mitgetragen. Dafür will ich, wenn Sie Zwillinge bringen, Ihr Verleger werden.

Leider muss ich nach dem Spasse gleich ein Lied vom Gelde pfeifen. Ich habe einen Wechsel, den ich von meiner Hauskauferei noch auf dem Leibe habe, schon einigemale verlängert um mein Buch nicht zu übereilen; vor vier Wochen habe ich ihn zuletzt auf den 1. Mai prolongiert. Kaufleute, mit denen ich zu schaffen habe, sind unzart und wenig philosophisch in solchen Dingen. Sie würden mir also grossen Gefallen tun, wenn Sie was mir nach der Abrechnung noch zu Gute kömmt, mir bis dahin verschaffen könnten.

Leben Sie recht wohl.

Meine Frau grüsst die Ihrige und bedauert nicht wie das vorigemal Kindbetterinvisite ablegen zu können.

Ludwig Tieck an Zimmer

Fragment aus dem Briefe: Ziebingen, den 20. Dezember 1807.

(In der H. W. B. Zimmerschen Wiedergabe ausgelassen.)

„Ich schreibe nun an Le Pique und die Schwan'sche Handlung, sie soll sich nun endlich mit Ja oder Nein entscheiden, ob sie die Müller'schen Schriften verlegen will

oder nicht. Diese Nachlässigkeit und diese Sucht ein paar Taler zu sparen, kommt mir etwas geringe vor. Sagt die Handlung nein, so übernehmen Sie also den Verlag. Sie will ich nur warnen nicht zuviel zu geben. Könnten dann alle drei Bände zugleich erscheinen? Denn da diese Sachen einmal gedruckt werden sollen, die viele Vorzüge und wenige Fehler der Jugend enthalten, so denke ich, kommt es nicht darauf an, ob einige Bogen mehr mit schwarzen Lettern besetzt werden, wenn der Leser dann nur alles von Müller hat, was je gedruckt ist, die Manuskripte ungerechnet. Ich fürchte aber Schwan wird nicht ja, nicht nein sagen. Sich an Müller selbst wenden? Dieser wird aus der Entfernung die Sache aus einem falschen Gesichtspunkte ansehen, es wird so hin und her geträtscht und nichts entschieden werden, bis mir die Bemühung um die Herausgabe verleidet ist. Die Handlung hat den Prolog dazu inzwischen angefangen und doch weiss sie es so bestimmt, dass ich es nicht für mich tue und nichts dabei gewinnen will." —

Ziebingen, den 29. Januar 1808.

In Eile.

Im Begriffe nach Dresden abzureisen, schreibe ich Ihnen nur wenige Zeilen. Ich habe auf meine letzten Zeilen noch keine Antwort von Ihnen erhalten. Ich sende Ihnen dennoch hier die übrigen Abschriften der kleineren Piecen von Müller, die ein guter Freund für mich besorgt hat. Ich weiss nicht, ob Sie jetzt noch gesonnen sind den Verlag zu übernehmen. Ich hätte auch daher gewünscht von meinem lieben Le Pique etwas zu vernehmen. Doch, da ich jetzt die Hoffnung bestimmter habe, Sie diesen Sommer noch zu sehen, da kann ich mich etwas eher über die Einbusse der Briefe trösten. Täuscht mich nicht alles, so bin ich Anfangs August bei Ihnen und mache von Ihrer freundschaftlichen Einladung Gebrauch. Ich grüsse Sie alle meine geliebten Freunde, [unleserlich], Le Pique, Creuzer, Daub, Heyse, [unleserlich], jeglichen und Arnim und Brentano. Leben Sie recht wohl.

Der Ihrige

L. Tieck.

Ziebingen, den 8. Mai 1808.

Mein teurer Freund, vor allen Dingen zuerst wie kommt es nur in aller Welt, dass ich Ihren Brief vom 23. Januar erst den 5. Mai erhalten habe? Erst indem ich Ihnen antworten will, sehe ich mit Schreck das Datum. Ihre andern Briefe von dort sind lange geblieben, aber keiner hat es noch so lange gemacht. Bleiben die meinigen ebenso lange, so ist es ebenso gut, als wenn wir nach Amerika korrespondierten, andere gehen vielleicht gar verloren und so stehen wir in fraglichem Zusammenhang. Ich begreife diese Unordnung nicht. Die Briefe kommen immer über Duderstadt, sollte es vielleicht daran liegen? Dies ist von je eine unordentliche Post gewesen. Von Hr. von Arnim habe ich gestern ein Packet vom letzten März erhalten, ein paar Bogen seiner Zeitung, die also doch auch fünf Wochen unterwegs waren. Mit diesen unseligen Posten nutzt es nichts, wenn man Nachsuchungen anstellt. Aber vielleicht kann man die Briefe anders laufen lassen, denn das Duderstadt scheint ein unglücklicher Ort. Und um nun auf den Hauptgegenstand Ihres Briefes zu kommen, so muss ich hier mit Ihnen wie mit einem vertrauten Freund sprechen bei dem ich darauf rechne, dass er nur einen diskreten Gebrauch von meinen Aeusserungen macht. Die ganze Sache ist leider die, dass ich durchaus mit der Herausgabe der Müller'schen Werke nichts mehr zu tun haben mag und kann. Nicht genug, dass die Götzesche Handlung so alberne Briefe schreiben darf, die keinen Menschenverstand haben, wo sie sogar ein altes, schmutziges, in Papier gebundenes Buch mit in Anschlag bringen, um das darzutun, was sie ein Eigentums-Recht nennen, so hat Müller, dem ich sagen liess, er soll sich ja auf keine Weise nicht kompromittieren, die Götzesche Handlung betrage sich so, eine andere mache ihm die und die Bedingungen — es ebenfalls für gut gefunden, einen ebenso läppischen Brief an mich zu schreiben, indem er beteuert, dass er um alles nicht einen alten Freund wie Schwan kränken möge, dass ich aber freilich tun könne, was ich wolle: so dass aus dem Ganzen unbezweifelt hervorgeht, dass er will, ich solle ihm die neue Ausgabe ganz

nach Gutdünken unterbringen, sodass (?) er sich aber Grossmut und Uneigennützigkeit reserviert, um nachher allenfalls auch in Geklätscht und Erbärmlichkeit mit einstimmen zu dürfen. Dieses allein reicht hin mich von der Herausgabe abzuhalten, weil Müller mir durch diesen einfältigen Schritt die Hände gebunden hat und ich nun nicht mehr so frank handeln kann, wie vormals. Aber zu diesem Verdrusse kommt ein viel grösserer hinzu, dass Müller sich gegen mich und meine Familie als ein äusserst schlechter und boshafter Mensch gezeigt hat und fortfährt sich so zu zeigen, so dass es mir Natur und Ehre gleich unmöglich machen, mich öffentlich als seinen Freund zu zeigen. Sie müssen vors Erste meinen Worten glauben, denn es hat mich selbst Kampf genug gekostet mich davon zu überzeugen. Auch würden Sie, wenn Sie mich länger kennten, wissen, dass ich mich nicht leicht von Leidenschaftlichkeit, am wenigsten gegen meine Freunde hinreissen lasse und heute den schlecht nenne, der mir gestern gut vorkam, und morgen mein Urteil wieder zurücknehme. Ich möchte Sie darum auch wohl bitten Ihre Heidelberger Zeitung mit keinem giftigem Ausfall gegen Goethe zu beschmutzen, den er vielleicht einsenden dürfte. Creuzer schrieb mir M. habe Beiträge versprochen und wenn Müller gegen Goethe spricht ist ohne Zweifel Unrecht und Unanständigkeit auf seiner Seite. Ich werde nicht anstehen Ihnen, wenn ich das Vergnügen habe Sie diesen Sommer zu sehen, zu erzählen, wodurch mich Müller so gekränkt und beleidigt hat. Le Pique habe ich schon einmal vorläufig davon geschrieben. —

Sie sehen die Sache ist nun einigermassen verwickelt, ich kann und mag mich nicht mehr als Herausgeber nennen, wie ich auch Müller schon geschrieben habe. Sie sahen selbst, wie ich mich auf diese Herausgabe freute. Sie und Götz und Müller müssen mir das Zeugnis geben, dass nicht der geringste Eigennutz von meiner Seite dabei ins Spiel kam, sondern dass ich würde dabeigeblieben sein, keinen Groschen für meine Mühewaltung anzunehmen. Sie waren ebenso erfreut und vielleicht sind Sie es noch, denn ich glaube nicht dass mein Name diesen Schriften einen grösseren

Absatz verschaffen könnte. Entschliessen Sie sich also, ob, [unleserlich], wenn Sie den Druck vielleicht schon angefangen hätten, Sie ihn ohne meine Herausgeberschaft fortsetzen wollen und nicht das Ganze fallen lassen, ob Sie sich der Protestation des Herrn Götz aussetzen wollen, die keine sein kann, denn 1.) sind die Sachen zwanzig und mehr Jahre alt, also verjährt, 2.) haben die Leute mir selbst gesagt, Le Pique muss sich ja an diesen Umstand erinnern, es sei nur wenig von diesen Schriften auf dem Lager, von einigen gar nichts, 3.) dass es nicht blos Wiederabdruck, sondern a.) Sammlung zerstreuter Sachen, b.) Druck von Manuskripten ist, 4.) dass mir Müller als Verfasser doch unumschränkte Vollmacht gegeben hatte, u. s. w. — überlegen Sie mit Ihren Freunden, ob Sie es durchsetzen wollen zum Besten Müllers und der Sache und sich den kleinen Verdriesslichkeiten aussetzen. Schwan muss ja nach seiner damaligen Aeusserung zurücktreten, sowie er hört, dass ich nicht mehr der Herausgeber bin. In dem Falle, dass Sie es noch übernehmen, sende ich Ihnen noch, was ich abgeschrieben und gesammelt habe, den I. Bd. füllen die Idyllen, doch die Rargondeney wie ich sie Ihnen mit den Korrekturbögen gesandt habe, II. Bd. Faust, Niobe — (Winter, der Komponist in München hat einen Adonis seit 15 oder 16 Jahren von ihm, schreiben Sie diesem darum. Maurer, Buchhändler in Berlin hat ein früheres Exemplar, das er aber nicht geben will, bis Müller ihm die Ordre schickt. Da ich mich von allem lossage, kann ich es nicht schaffen) im 2. Band müssen auch die kleinen Gedichte noch stehen, die hier und da zerstreut sind, die aus der Schreibtafel habe ich abgeschrieben, andere sind gewiss in den damaligen Almanachen, die ich aber nicht bei der Hand habe. Seien Sie doch auf die 80 Jahrgänge aufmerksam, besonders den Göttinger. III. Bd. dann die Genoveva, dieses weitläufige, von mir selbst abgeschriebene Manuskript hat doch unser Freund Le Pique im Winter erhalten. Auf dieses Manuskript kann nun Schwan gar keinen Anspruch machen, da es fast seit zehn Jahren in meinen Händen ist? — Ueber alles dieses wünsche ich Ihren Entschluss zu er-

fahren, recht bald, ob Sie alles aufgeben, oder unter diesen Umständen nicht. Ist der Druck angefangen, so müssen Sie es wohl fortsetzen; den Albernheiten der G. Handlung lässt sich wohl begegnen. Ich hoffe Müller wirft sich dann nicht in den Handel und ich kann aus dem Spiel mit meinem Namen bleiben, weil Müller schlecht genug sein könnte, in dieses öffentliche démêlé aus Erbitterung meine Geschwister und mich so einzuführen, dass es uns drückend sein müsste. — Die Vorreden zu den drei Bänden würde ich dann immer noch gern schreiben und ohne meinen Namen. Warum hat mir Le Pique nicht geantwortet? Meine Freunde glauben mir nicht, wie sehr ich ihrer und ihres Andenkens bedarf, da meine Krankheit mich oft mit Melancholie niederdrückt. Zum Heldenbuch tue ich alles mit Eifer und hoffe alles soll Johannis fertig sein: Nächstens erhalten Sie ein Packet. Die Heidelberger Jahrbücher habe ich mit Freuden gelesen; es ist ohne Zweifel das erste literarische Institut, wenn es sich so erhält. Meine Gedichte, als solche, kann ich jetzt wohl nicht herausgeben. Aber viele davon in Form eines Almanachs, wollen Sie diesen nehmen, nebst Gedichten von einigen Freunden? Grüssen Sie Arnim. Sie haben eine Stelle aus dem Rother gedruckt. Die musikalischen Gedichte aber bitte ich nicht in dieses Blatt einzurücken. Ich habe sie jetzt ziemlich vollendet und sie sollen einen Teil des Almanachs ausmachen. Empfehlen Sie mich Creuzer und allen Freunden und antworten Sie mir recht bald und bestimmt wegen Müller auch ob Sie das Manuskript der Genoveva haben, die ich bald nach der ersten Lieferung an Le Pique schickte. Empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und allen alten Geliebten in Ihrer Nähe. — Verzeihen Sie meine Eile

Der Ihrige

L. Tieck.

München den 5. August 08.

Seit wie lange, mein wertgeschätzter Freund, ist es meine Pflicht wie auch ein Bedürfnis für mich gewesen an Sie zu schreiben. Aber leider bin ich seit langem hievon,

wie von sovielem andern durch eine schmerzhafte und lähmende Gicht abgehalten worden, was Sie auch diesen Zügen ansehen werden, denn mein rechter Arm ist mir fast noch ohne allen Gebrauch. Darum ist das Heldenbuch auch wie meine andern Arbeiten liegen geblieben. Von einer Woche zur andern habe ich schmerzlich auf meine Gesundheit gewartet und bisher noch immer vergebens. Schreiben Sie mir doch etwas bestimmtes wegen der Müllerschen Schriften. Ich habe Ihnen damals meinen Entschluss mitgeteilt, nicht als Herausgeber genannt zu sein, jedoch bin ich immer noch erbötig zu jedem Bande eine kleine Einleitung ohne meinen Namen aufzusetzen.

Jetzt schreibe ich Ihnen eigentlich, um bei Ihnen anzufragen, ob Sie geneigt sind, das Gedicht meiner Schwester Flore und Blancheflur zu drucken. Seit langem ist es ganz fertig und sie ist es jetzt zum letztenmal durchgegangen. Sie haben schon einmal eine Probe davon in Händen gehabt. Die Bedingungen würde sie Ihnen überlassen, weil sie von Ihrer Billigkeit überzeugt ist. Wenn Sie es etwa als Almanach drucken wollen, ist mein Bruder erbötig, einige Zeichnungen dazu zu machen. Antworten Sie mir gefälligst mit einigen Worten hieher. Ich hoffe Ihnen nächstens umständlicher schreiben zu können. Dieser Brief kostet mich noch viel Anstrengungen und Schmerzen. Dann verzeihen Sie seine Kürze. Grüssen Sie herzlich von mir die Rudolphi, Le Pique, Daub und sonst meine Freunde und Bekannten.

Der Ihrige

L. Tieck.

Curriculum vitae!

Ich, Otto Reichel, bin geboren am 6. April 1889 zu Augsburg als Sohn des Hofbuchdruckereibesitzers und Kommerzienrats Wilhelm Reichel und seiner Ehefrau Augusta, geborener Schiffmacher. Ich bin katholischer Konfession. Nach vierjährigem Besuche der Volksschule trat ich im Jahre 1899 in die erste Klasse des kgl. humanistischen Gymnasiums St. Stephan zu Augsburg ein. Vom Jahre 1902 ab besuchte ich das kgl. Realgymnasium zu Augsburg, an dem ich 1908 die Absolutorialprüfung bestand. Im folgenden Jahre diente ich in Augsburg als Einjährig-Freiwilliger und war gleichzeitig am kgl. Lyzeum inskribiert. Im Herbste 1909 immatrikulierte ich mich an der Ludwig-Maximilians-Universität München und blieb an ihr immatrikuliert ohne Unterbrechung bis zu meiner Doktor-Promotion.